M.v.O.
Philos.
O.
22

M. v. O. Philos. o. 22

M. v. O.
Philos.
7.22.

Zweite Auflage!

Spaziergänge eines Aftheisten

Ein Pfadweiser zur Erkenntnis der Wahrheit

Polemisches und Akademisches

von

Ferdinand Heigl,
kgl. Rechtsanwalt.

M. v. O.
Theol.
75

Verlag und Druck der Handels-Druckerei in Bamberg

Staatl. Bibliothek
Bamberg

M. v. O.
Philos.
0.22

Spaziergänge eines Atheilten.

Ein Pfadweiser zur Erkenntnis der Wahrheit.

Polemisches und Akademisches

von

Ferdinand Heigl,

kgl. Rechtsanwalt in Bamberg.

Zweite Auflage.

Druck und Verlag

der Handels-Druckerei zu Bamberg

M. R. Schulz.

Theol. o. 45.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	3
Vorrede zur zweiten Auflage	7
Zueignung an mein Weib	9
Einleitung	11
Zur Entstehung des Menschengeschlechtes	15
Zur Urheimat des Menschengeschlechtes	31
Subtile Fragen:	
Die ewige Bewegung des Weltstoffes	39
Die Ewigkeit des Weltstoffes	44
Die Zweckmäßigkeit der Welt	47
Das Denken	52
Gedächtnis, Gewissen, Bewußtsein	59
Die ewigen Strafen	68

Staatl. Bibliothek
Bamberg

Vorwort.

Als freidenkende Männer Bambergs Herrn Karl Scholl, den Sprecher der freireligiösen Gemeinde zu Nürnberg, in ihre Stadt zu Vorträgen beriefen, die er dann auch über Entstehung und Urheimat des Menschengeschlechtes hielt, entspann sich über diese Fragen zwischen dem demokratischen „Bamberger Journal“ und dem der ultramontanen Sache dienenden „Bamberger Volksblatte“ eine Polemik. Ich fand mich veranlaßt, zu derselben das Wort zu ergreifen, und so entstanden die beiden Arbeiten: „Zur Entstehung des Menschengeschlechtes“ und „Zur Urheimat des Menschengeschlechtes“, denen die ersten Kapitel der „Subtilen Fragen“ folgten. Soeben war auch mir ein Gegner in dem Organe unserer Antipoden erstanden, dem ich noch eine kurze Abfertigung zuteil werden lassen konnte, als das „Bamberger Journal“ mit seinem „Familienblatte“ der Ungunst der Zeiten zum Opfer fiel und sein Erscheinen einstellte.

Meine Arbeiten hatten das Interesse weiterer Kreise gefunden und deshalb wurde mir von Freundesseite nahegelegt, dieselben fortzusetzen und sie in Broschürenform erscheinen zu lassen.

Ich habe zu diesem Behufe die „Subtilen Fragen“ vollendet und übergebe nun das Ganze dem Publikum.

Diesem Ursprunge verdankt die Schrift ihren teils polemischen, teils akademischen Charakter.

Gerne hätte ich die ersten Artikel ihres polemischen Charakters entkleidet; allein dieses hätte deren völlige Umarbeitung erfordert und dazu fehlte mir im Drange des Berufes und der täglichen Kämpfe die Zeit; andererseits war mir die eigentümliche Gliederung, welche der polemische Anlaß diesen Arbeiten in ganz ungesuchter Weise gab, die willkommene Gelegenheit, in denselben Dinge zur Sprache zu bringen, für deren Besprechung ich, falls

die Artikel ihre ursprüngliche Form verlieren sollten, den Platz so leicht nicht wiedergefunden hätte.

Ich bitte deshalb den Leser, über diese Form hinwegzusehen, und gebe mich der Hoffnung hin, daß derselbe in dem Schriftchen bald dasjenige finden wird, was dasselbe bezweckt, nämlich Anregung zu einem vorurteilsfreien Nachdenken über die höchsten Probleme der Menschheit.

Nur Anregungen soll dieses Schriftchen bieten; es soll und kann kein komplettes, mit allen Details der Forschung ausgestattetes Lehrbuch sein; es nennt sich deshalb auch nur einen „Pfadweiser zur Erkenntnis der Wahrheit"; denn überall, wo sich uns eine der ganzen Menschheit gemeinsame Frage aufdrängt, da steht am Kreuzwege, an welchem Forschung und Glaube sich scheiden, das Schriftchen des Verfassers und deutet dem Leser den Weg an, den er in seinem Denken zu gehen hat, um zur Wahrheit zu gelangen oder sich derselben zu nähern.

Freilich fehlt es unserer Lehre nicht an Gegnern, teils an interessierten, teils an überzeugten, welche den Leser warnen, diesen Pfaden zu folgen.

An ihrem Ende, ruft man ihm zu, winkt die Verzweiflung, befriedigungslose Öde und Leere.

Das würde freilich nichts gegen die Richtigkeit des Resultates beweisen; denn die nackte, aller Illusionen entkleidete Wahrheit hat immer etwas Niederschlagendes, weshalb sie schon der Sprachgebrauch die rauhe Wirklichkeit nennt.

Deshalb soll aber doch nicht die Poesie aus der Menschenwelt verschwinden; wir sollen sie nur als etwas Gemachtes (*ποιεῖν*) erkennen und deren Gebilde ebensowenig für Wahrheit ansehen, als wir das heitere Antlitz, in dem die Welt sich unserer Weinlaune zeigt, für deren wirkliches Antlitz halten.

Dabei ist die Wahrheit, die wir finden werden, nicht trostlos; denn das sichere, von keiner Bläße der Furcht angekränkelte Bewußtsein der völligen Vernichtung unserer Individualität nach dem Tode, so daß unser Zustand nach demselben sein wird, wie der vor unserer Geburt, entwaffnet uns gegenüber am Besten die düsteren Mächte, welche uns auf unseren Lebensweg die Worte mitgegeben: „Wirket Euer Heil mit Furcht und Zittern!"

Es ist also ein Emanzipationskampf, den wir führen!

In die Perspektive seines für uns siegreichen Ausganges stellt man schreckhaften Naturen das Ende aller Moral, aller gesellschaftlichen Ordnung, den zügellosesten Egoismus!

Ein trauriges Urteil, das die Vermittler der heutigen Moral über ihre mehr als tausendjährige Arbeit fällen!

Unsere Lehre stellt den Menschen lediglich auf sich selbst; das Gute, was er thut, kann er nur um des Guten willen selbst thun; denn für ihn giebt es keine Beweggründe einer ewigen Furcht oder ewigen Hoffnung.

Wenn nun Lehrer und Hüter der Religionen bekennen müssen, daß die Menschheit unter ihrer mehr als tausendjähriger Leitung diesen Standpunkt noch nicht erreicht hat, ja ihn nie erreichen wird, dann ist das höchstens ein Beweis, daß die ganze Erziehung geändert werden muß.

Erzieht unsere Kinder so, daß ihnen der Sinn für das sittlich Schöne zur zweiten, selbstverständlichen Natur, das Schlechte, das Gemeine durch natürlichen Abscheu zur Unmöglichkeit wird, und Ihr werdet unsere Lehre nicht zu fürchten haben!

Dazu bedarf es freilich des guten, edlen, ästhetischen Beispiels der Eltern und Umgebung von den ersten Lebensstunden der Kinder an und darin bewegt sich allerdings unsere Zeit in einem durch die falsche Erziehung der älteren Generation verschuldeten fehlerhaften Zirkel!

Inmitten der durch „religiöse“ Rücksichten, durch „Furcht und Zittern“ nur sehr unvollkommen und oft nur zeitweise niedergehaltenen Rohheit und Dummheit der Erzeuger kann freilich in den Herzen der Kinder nicht jene wahre, innerliche Ästhetik erstehen, welche das Gute thut, weil sie nicht anders vermag, und das Schlechte läßt, weil es ihr widerstrebt.

Daß die Priester und die Staatsklugen unserer Zeit ob unserer Lehre für ihre Pflegebefohlenen fürchten, kann nicht Wunder nehmen.

Denn nachdem sie dieselben von frühester Kindheit an gewöhnen, das Gute um Belohnung willen zu thun und das Böse aus Furcht zu lassen, was ist, wenn man solchen Krüppeln die Krücken nimmt, an denen sie zeitlebens gingen, natürlicher, als daß sie straucheln und — stürzen?

Auch hier bewahrheitet sich Schillers Wort:

„Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht!“

Man hat es deshalb als ein Gebot der Staatsklugheit angesehen, das Volk nicht die volle Wahrheit wissen zu lassen, und die Berliner Akademie der Wissenschaften machte 1779 die Frage: „S'il est utile au peuple être trompé?“ (Ob es dem Volke nützlich

sei, getäuscht zu werden?) sogar zu einer Preisaufgabe. Es gingen 33 Bearbeitungen ein, von denen 20 die Frage verneinten, 13 sie bejahten. Die Akademie hat sowohl eine der bejahenden, als eine der verneinenden Arbeiten, allerdings zum Gaudium der gelehrten Welt, mit dem Preise bedacht.

Wenn man es mir daher zum Vorwurfe macht, die hier behandelten Fragen im Sinne der Aufklärung unter das Volk geworfen zu haben, so kann ich mich zu meiner Verteidigung zum Allermindesten auf eine von der Berliner Akademie gekrönte Preisschrift berufen und das hat heutzutage immerhin etwas zu bedeuten.

Und so möge denn diese Schrift hinausgehen in die Welt, Manchen zur Belehrung, meinen Freunden als ein Vermächtnis, wenn ich nicht mehr bin, und gewidmet sei sie meinem teuren Weibe, das allen Ansprüchen entsagend, welche ihr Jugend und Anmut in der Gesellschaft gaben, treu zu dem Manne stand, dessen Überzeugungen sie teilte!

Bamberg, den 13. Dezember 1888.

F. Heigl.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Rasch war die erste Auflage meines Schriftchens vergriffen; ich habe der neuen Nichts hinzugethan und Nichts von ihr genommen; nur einige stilistische Aenderungen habe ich mir erlaubt und den polemischen Charakter der ersten Kapitel mehr zurückgedrängt. Das Schriftchen hat begeisterte Freunde, gerechte Gegner, aber auch gereizte Widersacher gefunden. Ich trug mich eben mit der Erwägung einer zweiten Auflage, als der Fastenhirtenbrief des Herrn Erzbischofes von Bamberg erschien, der sich gleichfalls mit „Ursprung, Wesen und Bestimmung des Menschen“ befaßte und vor den modernen Jüngern des Unglaubens warnte.

Diese Kundgebung rief eine so starke Nachfrage nach meiner Broschüre hervor, daß ich mich den Konsequenzen des Erfolges fügen und die zweite Auflage besorgen mußte. Der Fastenhirtenbrief selbst gibt zu Erörterungen in dieser Schrift keinen Anlaß; er verzichtet ja im Vorneherein ausdrücklich darauf, diese Fragen vom Standpunkte des Denkens aus zu behandeln; aus der Bibel und den Kirchenvätern aber läßt sich dasjenige, was der Hirtenbrief sagt, leicht beweisen; für diejenigen, denen mit solchen Beweisen gedient ist, ist meine Schrift überhaupt nicht erschienen.

Nur in zwei Punkten fordert der Hirtenbrief eine Erwiderung heraus. Der religiöse Zweifel mit dem Losungsworte: „Was ist Wahrheit?“ wird in demselben dem „Hochmute des menschlichen Geistes“ zugeschrieben. Was hier als Hochmut verdammt wird, ist gerade des Menschen höchstes, ist sein edelstes Streben; nicht der Besitz der Wahrheit, das Streben nach ihr adelt den Menschen; wenn je einmal in der gesamten Menschheit die Frage: „Was ist Wahrheit?“ verstummt sein würde, dann wäre es ewige Nacht in ihr geworden. Selbst der Glaube kann des Zweifels nicht entbehren. Nur, wo er sich durch Zweifel durchgerungen, in inneren Kämpfen seine Wahrheit erprobt hat, ist er ein wahrer Besitz.

Und wie stünde es, wenn der Hirtenbrief recht hätte, um die Frage der „Bekehrungen“? Giebt es denn blos Eine Religion, oder giebt es nicht deren viele auf Erden?

Wie käme nun Jemand, der z. B. protestantisch ist, dazu, katholisch zu werden, wenn es ihm nicht gestattet sein sollte, an seinem Glauben zu zweifeln? Wenn Ihr aber den Protestanten, den Juden, den Heiden, denen doch auch von Kindheit an gelehrt wird, daß ihr Glaube der richtige sei, zumutet, ja, sie durch Eure Missionäre auffordert, diesen Akt des „Hochmutes“ zu üben und an dem Glauben ihrer Jugend zu zweifeln, wie könnt Ihr Euren Diözesanen verbieten, auch der Wahrheit des ihrigen, wie alles Glaubens überhaupt auf den Grund zu sehen?

Der zweite Punkt des Hirtenbriefes, der Anlaß zur Besprechung gibt, betrifft den Selbstmord. Der Selbstmord ist für Viele ein seltsam Kapitel und wird deshalb von allen Richtungen „für“ und „wider“ ausgebeutet. Der Vorwurf aber, daß der Unglaube den Selbstmord fördert, ist verfehlt; das Bewußtsein, daß es nur Ein Leben gibt, ist vielmehr ein Beweggrund, sich dieses eine Leben so lange als nur möglich zu erhalten. Auf diesem Gebiete liegt aber der Kern der Sache überhaupt nicht. Wem der Inhalt seines Lebens vernichtet, wer in sich selber so gebrochen ist, daß selbst der mächtigste der Triebe, der Selbsterhaltungstrieb versagt, den schützt auch der Glaube vor dem Selbstmord nicht; nur werden letztere Selbstmörder als „geisteskrank“ erklärt und dann — mit kirchlichen Ehren begraben!

Bamberg, im März 1889.

Ferdinand Heigl.

Zueignung an mein Weib.

Da ich so ganz Dein Eigen bin,
Nimm auch mein ganzes Denken hin —
Ist nur Dein Beifall mir beschieden,
Bin ich beglückt, bin ich zufrieden.
Noch bist Du jung und ich bin alt,
Zum Friedhof tragen sie mich bald,
In diesem Buch dann sollst Du lesen,
Was ich gewollt, was ich gewesen!
Ich weiß, daß Dir dies inn're Bild
Mehr noch als jedes äuß're gilt!
Was ich gethan, gesagt, geschrieben,
Mein ganzes Hassen und mein Lieben,
Wofür ich frommer Seelen Fluch
Und feigen Volks Verfolgung trug,
Tritt hier vor Dir in großem Rahmen
In eine einz'ge That zusammen.
In Siegeszeiten froh erregt,
Durch Widrigkeiten unentwegt,
Hast Du in Freud' und Unglückstagen
Dein redlich Teil daran getragen.
Doch ach! der Ungunst war es mehr —
Das aber macht Dich doppelt hehr:
Als Männerherzen scheu versanken,
Sah Dich kein Aug' im Sturme wanken!
Dein ist der Preis
Und ewig heiß
Will ich ich Dir Deine Liebe danken!

Einleitung.

Nachdem die Anthropologie einen Hauptgegenstand der nachfolgenden Arbeiten bilden wird, halten wir es für angezeigt, denjenigen unserer Leser welche mit derselben sich zu beschäftigen bisher weniger Gelegenheit hatten, über deren Wesen und Aufgabe einige einleitende Worte zu geben. Anthropologie ist ein griechisches Wort und heißt die Lehre vom Menschen, sie ist daher, weil sie sich mit dem Menschen selbst beschäftigt, auch die wichtigste aller Wissenschaften, schon nach dem Grundsatze des alten Weisen: „Erkenne Dich selbst“. Sie teilt sich ab in die Natur- und Kulturgeschichte des Menschen. Sie verfolgt das Menschengeschlecht weit, weit in Jahrtausende zurück, die hinter dem historischen Wissen liegen, und hat aus Urkunden, die zumteile tief unter der Erdoberfläche lagen, nämlich aus den Knochen längst vergangener Geschlechter, den primitiven Erzeugnissen ihrer Kunst und Industrie, selbst aus ihren Küchenabfällen die Geschichte des Kampfes derselben um das Dasein und ihrer Entwickelung aus dem rohesten Naturzustande zu Intelligenz und Gesittung geschrieben.

So hat sie auf unendlich ferne Zeiträume, von denen kein Buch, nicht einmal der Hauch einer noch als Sage

ausklingenden Tradition uns meldet, ein Licht geworfen, das unsere Phantasie mit dem Leben unserer frühesten Altvordern, unserer ältesten Geschlechtsgenossen vertraut macht.

Sie hat den Menschen in seinen vieltausendjährigen Ruhestätten überrascht als den Zeitgenossen längst ausgestorbener Tiergeschlechter und hat der Menschengeschichte neue Zeitalter gegeben, von denen sich die Wissenschaft bis vor kurzem nichts träumen ließ.

Diese Zeitalter sind:

1. die ältere Steinzeit,
2. das Renntierzeitalter, in welchem in ganz Mitteleuropa noch das Renntier, der Mensch in Höhlen hauste, in welchem die Ostsee noch mit dem weißen Meere durch einen mächtigen Arm, Frankreich aber mit England noch durch eine breite Landmasse verbunden war,
3. die jüngere Steinzeit,
4. die Bronzezeit, in der man von den Werkzeugen aus Stein zur Bronze überging, das Eisen aber noch nicht kannte,
5. mit dessen Auftauchen die sog. Eisenzeit, die Zeit unseres historischen Wissens beginnt, in der wir heute noch leben.

Die einzelnen Zeiträume, um die es sich hier handelt, zu messen, können wir uns nicht vermessen, genug, daß sie so lange sind, daß ein Zurückdenken in dieselben sie dem Menschen der Ewigkeit gleichstellt.

Die Anthropologie betrachtet aber den Menschen auch — und hier betreibt sie dessen Naturgeschichte — nach seinem zoologischen Baue, sie lehrt die verschiedenen Rassen und Stämme nach ihren anatomischen Charakteren unterscheiden und nimmt dabei vorzugsweise Rücksicht auf den Bau des Schädels.

Lange blieb aber die Anthropologie, wie Dr. Thomassen ebenso geistreich als richtig bemerkt, ganz widersprechend dem Namen Naturgeschichte, bei der bloßen Beschreibung der einzelnen Teile als unveränderlicher Thatsachen stehen, während sie jetzt der allmähligen Differenzierung, die sich im heutigen Menschengeschlechte durch das Vorhandensein

der Rassen ausprägt, sowie der Entwicklung des Menschengeschlechtes, ja, seiner Entstehung selbst auf den Grund geht.

Und hier trifft sie unvermeidlich mit der Biologie (der Wissenschaft vom Leben überhaupt) zusammen und ist gezwungen, auch für die Entstehung des Menschen die großen, von Darwin formulierten, von Lamarck und Goethe vorgeahnten Gesetze der Deszendenztheorie anzuerkennen.

Nach letzterer hat alles Lebewesen, also auch der Mensch, sich im Laufe unüberdenkbarer, menschlichem Fassungsvermögen vollständig entrückter Zeiten aus einer oder nur wenigen Urformen (wie man annimmt, den Moneren, strukturlosen Schleimkörperchen, deren ganz eiweißartiger Leib so gleichartig ist, wie ein anorganisches Krystall) auf dem Wege der Selektion und Anpassung Stufe für Stufe hinauf entwickelt.

Diese Theorie, welche den Menschen mit dem Tierreiche als dessen höchsten Ausläufer in den innigsten, organischen, in Entwicklungszusammenhang bringt, hat ihre Beweise nicht nur in dem Vorhandensein der Rudimente, d. h. den Spuren abgelegter früherer Körperteile und den Rückschlägen (Atavismen), welche dem jetzigen vorausgegangene Entwickelungszustände des menschlichen Organismus plötzlich wieder an einem Individuum zur Geltung bringen, sondern namentlich in der Embryologie, in welcher die Ontogenesis, d. h. der Entwicklungsgang des einzelnen Individuums in unendlich abgekürztem Zeitraume die Phylogenesis, d. h. den Gang der Entwicklung aufzeigt, den in unberechnet langem Zeitraume der ganze Stamm selbst bis zu seiner heutigen Erscheinungsform durchlaufen hat.

Wer die Embryonen eines Huhnes am vierten Tage, einer Schildkröte, eines Hundes und eines Menschen in der vierten Woche betrachtet, ist überrascht durch die Ähnlichkeit dieser Erscheinungen. Am Menschen sieht man in dieser Periode sogar noch die Kiemenbogen des Fischgeschlechtes, die er mit Schildkröte, Huhn und Hund in deren oben erwähnten Entwickelungsstadien gemein hat.

Daß diese Theorie unendlich viel Widerspruch gegen sich aus den verschiedensten Beweggründen, wissenschaftlichen

und anderen hervorrief, ist klar. Eine Entwickelung, die fast unglaublich klingt, wird aber erklärlich, wenn man die ungeheuren Zeiträume bedenkt, welche die Entwicklung des Lebens von seinem ersten unscheinbaren Auftreten auf dem Erdball bis heute vor sich hatte.

Es möge hier genügen, daß nach einer von der Abkürzung der Rotationszeit der Erde hergenommenen Berechnung Kleins im Mittel etwa 2000 Millionen Jahre verflossen sind seit der Zeit, als sich die feste Erdrinde bildete.

Andere Autoritäten fassen diesen Zeitraum noch länger.

Daß sich mit diesen Aufklärungen der Wissenschaft manche liebgewordene und für das Wohl der Menschheit notwendig gehaltene Anschauung nicht verträgt, daß der aus dem Tierreiche erst allmählig hervortretende wilde Mensch, der mit dem Höhlenbären um sein Nachtlager kämpft, keinen Raum für das Paradies und sonstige dem kindlichen Gemüte gemachte Erzählungen zuläßt, ist klar.

Die deutliche Antwort, welche uns die Anthropologie in Verbindung mit der Biologie auf die Frage „Woher?“ giebt, sie dürfte uns auch den Schlüssel zur Frage des Wohin? in dem Sinne geben, in dem sich Ludwig Feuerbachs Distichon ausspricht:

„Fürchte Dich nicht vor dem Tod, Du
verbleibest ja stets in der Heimat,
Auf dem vertraueten Grund, welcher Dich
liebend umfängt.“

Zur

Entstehung des Menschengeschlechtes.

Es war ein entschiedenes Verdienst, das sich seinerzeit „Bamberger Journal“ und „Bamberger Volksblatt“ erwarben, als sie, jedes von seinem Standpunkte aus, eine Frage, so interessant und die ganze Weltanschauung des Individuums bestimmend, wie die nach der Entstehung des Menschengeschlechtes, in dem Vordergrunde der öffentlichen Erörterung hielten.

In diese Frage eintretend, schicken wir voraus, daß unser Standpunkt der des reinen Materialismus, der atheistische ist.

Wir halten es deshalb auch für höchst überflüssig, für die Zulässigkeit unserer modernen Forschung an die Bibel zu appellieren, wie es Herr Karl Scholl den Gläubigen gegenüber in seinen Vorträgen gethan hat; uns ist für unsere Frage das, was die Bibel, d. h. die Ueberlieferung des jüdischen Volkes, sagt, ebenso gleichgiltig, als die Art und Weise, wie die Sagen der übrigen Völker deren Ahnen und die ersten Menschen entstehen lassen.

Zu dem ultramontanen „Bamberger Volksblatte“ übergehend, so hat der Autor seines Artikels die Abstammung des Menschengeschlechtes von einem einzigen Urpaar vertheidigen zu müssen geglaubt.

Die Frage ist interessant genug, um von uns aufgegriffen zu werden; denn mit ihr steht und fällt das Christentum. Stammt die Menschheit nicht von Einem Paare (Adam und Eva) ab, so ist es klar, daß durch den Sündenfall des einen Paares die anderen Paare nicht affiziert werden konnten, daß dann die ganze Theorie von der Erbsünde und damit auch alle Voraussetzung irgend einer Erlösung bankerott und hinfällig wird.

Das „Bamberger Volksblatt“ beruft sich nun zunächst auf Alexander von Humboldt.

Was sagt Humboldt und welchen Wert hat seine Anschauung heute noch für unsere Frage?

Die Stelle, auf welche das „Bamberger Volksblatt“ provoziert, kömmt in Humboldt's „Kosmos“ vor, in welchem er den Ausspruch des Anatomen Johannes Müller zitiert, welcher sagt: „Ob die gegebenen Menschenrassen von mehreren oder einem Urmenschen abstammen, kann nicht aus der Erfahrung ermittelt werden“, und in welchem er selbst die Worte niederlegt: „Indem wir die Einheit des Menschengeschlechtes behaupten, widerstreben wir auch jeder unerfreulichen Annahme von höheren und niederen Menschenrassen.“

Aber was hat Humboldt's Anschauung für einen Wert?

Der dem Könige Friedrich Wilhelm IV. gewidmete „Kosmos“ erschien im Jahre 1844, Alexander von Humboldt selbst starb am 6. Mai 1859.

Im November 1859 aber erschien erst das Werk Darwins über die Entstehung der Arten im Tier- und Pflanzenreiche durch natürliche Züchtung, welches Werk zuerst durch die sogenannte Selektionstheorie grundlegend die Methode erschloß, der wir alle bisherigen Aufschlüsse auf unserem Gebiete verdanken.

Humboldt steht daher außerhalb dieser Zeit und so hoch wir dessen für seine Zeit universelles Wissen, den Scharfsinn seiner Beobachtungen und Schlüsse zu feiern haben, für ihn war bei dem Mangel dieser Methode dieses Kapitel der Aufschließung noch nicht fähig.

Wir geben aber dem Publizisten des „Bamb. Volksblattes“ gerne zu, daß auch heute, wo ja die Darwin'sche Theorie noch nicht alle Geister überzeugt hat, es mehr als einen Gelehrten gibt, der sich von ihm gegen uns zitieren ließe.

Bevor wir jedoch auf diese Frage eingehen, wollen wir zunächst bemerken, daß vom Standpunkte der Darwin'schen Entwickelungslehre die Frage, ob die Menschheit von Einem oder mehreren Paaren abstammt, sich überhaupt gar nicht aufstellen läßt. Wir können hier nichts besseres thun, als die Worte des hervorragendsten Verfechters der Darwin'schen Theorie in Deutschland, Professors Häckel in Jena, zu wiederholen.

Häckel sagt in seiner „natürlichen Schöpfungsgeschichte“:

„Wenn wir nun an dieser letzteren Ueberzeugung allerdings festhalten, und wir aus vielen Gründen der Ansicht sind, daß die verschiedenen Spezies der sprachlosen Urmenschen alle von einer gemeinsamen Affenmenschenform abstammen, so wollen wir damit natürlich nicht sagen, daß „alle Menschen von Einem Paare abstammen“. Diese letztere Annahme, welche unsere moderne indogermanische Bildung aus dem semitischen Mythus der mosaischen Schöpfungsgeschichte herübergenommen hat, ist auf keinen Fall haltbar. Der ganze berühmte Streit, ob das Menschengeschlecht von Einem Paare abstammt oder nicht, beruht auf einer vollkommen falschen Fragestellung. Er ist ebenso sinnlos, wie der Streit, ob alle Jagdhunde oder alle Rennpferde von Einem Paare abstammen. Mit demselben Rechte könnte man fragen, ob alle Deutschen oder alle Engländer von einem Paare abstammen u. s. w. Ein „erstes Menschenpaar“ oder „ein erster Mensch“ hat überhaupt niemals existiert, so wenig es jemals ein erstes Paar oder ein erstes Individuum von Engländern, Deutschen, Rennpferden oder Jagdhunden gegeben hat. Immer folgt natürlich die Entstehung einer neuen Art aus einer bestehenden Art in der Weise, daß eine lange Kette von vielen verschiedenen Individuen an dem langsamen Umbildungsprozeß beteiligt ist. Angenommen, daß wir alle die verschiedenen Paare von Menschenaffen und Affenmenschen nebeneinander vor uns hätten, die zu den wahren Vorfahren des Menschengeschlechtes gehören, so würde es doch ganz unmöglich sein, ohne die größte Willkür eines von diesen Affenmenschen-Paaren als „das erste Paar“ zu bezeichnen.“

Diese einleuchtende Ausführung Häckels erinnert uns lebhaft an die Frage: mit dem wievielten Haare hört Jemand

auf, ein Glatzkopf zu sein, mit dem ersten, zweiten, dritten, ist er es noch, mit dem fünften und mit dem sechsten schon nicht mehr? Allein abgesehen von dieser Scherzfrage wissen wir ja Alle, daß nicht einmal in den einzelnen Naturreichen die Grenzen haarscharf gezogen sind, die sie von einander trennen, sondern daß sie gewissermaßen neutrale Gebiete zwischen sich liegen haben, von denen es sich nicht mit Bestimmtheit sagen läßt, ob sie dem einen oder anderen Reiche der Natur, der Pflanzen- oder Tierwelt angehören, welche daher, wenn sie einmal erforscht, sehr leicht Uebergangsstadien darstellen können, die uns den organischen Zusammenhang der gesamten Natur bezeugen.

Der Publizist des „Bamberger Volksblattes" hat nun, um gegen Scholl zu polemisieren, das Gebiet der Sprache gestreift und stellt die Hypothese auf, daß trotz aller Verschiedenheit der auf der Welt existierenden Sprachen alle doch aus einer einzigen entsprungen seien und daß selbst, wenn dieses bezüglich der jetzt noch vorhandenen nicht der Fall sei, dieses nur ein Zeugnis für die biblische Erzählung von der Spachenverwirrung beim babylonischen Turmbau sei.

Man sieht, die Theologie weiß stets auf die Füße zu fallen.

Uns kümmert jene Erzählung vom babylonischen Turmbau Nichts; wir haben uns nur mit der Sache, losgelöst von allen naiven Erklärungsversuchen längst vergangener Bildungsgrade, zu beschäftigen.

Hier wird uns nun der Publizist des „Bamberger Volksblattes" zugeben müssen, daß es eine mindestens sehr gewagte Hypothese ist, alle auf der Welt existierenden Sprachen auf eine einzige zurückleiten zu wollen.

Es ist zwar unseres Wissens der vergleichenden Sprachforschung gelungen, den Zusammenhang der indogermanischen Sprachen, die slavischen dazu gerechnet, nachzuweisen, allein wir haben bisher alle linguistischen Forscher ihre Ohnmacht erklären hören, z. B. den Knäuel der in Afrika gesprochenen zahllosen Idiome zu entwirren und dieselben auf Urformen zurückzuführen, die den unserigen gemeinsam sind.

Für unseren Standpunkt brauchen wir uns jedoch mit der Untersuchung dieser Frage nicht abzuquälen; denn selbst, wenn die sämtlichen Sprachen, die auf der Welt gesprochen

werden und je gesprochen worden sind, alle von einer einzigen Urmutter abstammen, was könnte für Denjenigen, der in die Tiefe dieser zahllosen, unüberbrückbaren Unterschiede zu blicken in der Lage ist, mehr beweisen, welche Abänderungen imlaufe der Zeiten unter den verschiedenen Einflüssen neuer Heimat und Umgebung aus einer einstigen einzigen Urform sich entwickeln können? Und das soll ein Gegenargument und nicht vielmehr ein Argument für die Darwin'sche Lehre von der Entwicklungs- und Abänderungsfähigkeit auch der organischen Urformen in der Natur sein!!

Es ist ein merkwürdiger Zufall, daß gerade unter der Annahme, daß die sämtlichen Sprachen der Welt auf eine einzige, von dem Hindu-Kusch ihren Ausgangspunkt nehmende Ursprache zurückzuführen seien, ein Gelehrter die Entwickelung der menschlichen Sprache nach den Darwin'schen Gesetzen nachweist. Es ist dieses Dr. Kuhl in seiner Schrift: „Darwin und die Sprachwissenschaft".

Allein greifen wir die Sprach-Frage an der weitaus prinzipielleren Seite an: gibt es eine Ursprache, die mit dem Menschen zur Welt kam und also noch zur Welt kömmt? Antwort: Nein! Der Mensch kömmt auch heute noch als alalus d. h. als sprachlos zur Welt. Erst von seinen Eltern und seiner Umgebung durch den Trieb der Nachahmung lernt er die konkrete Sprache derselben, von deutschen Eltern die deutsche, von den französischen die französische, von malayischen die der Malayen; die Sprache ist daher nichts Angeborenes, sondern etwas Uebertragenes — Tradition, nicht Ursprüngliches! Wäre sie letzteres, so müßte ein Mensch, der in absoluter Einsamkeit oder in dem Umgange mit Genossen der gleichen Lage seiner Entwicklung überlassen wird, die angeborene Ursprache reproduzieren, Versuche, die natürlich fehl schlugen.

Der heutige Mensch bringt also nicht die Sprache, sondern nur die Sprachfähigkeit zur Welt.

Die Sprachfähigkeit ist aber, wie die so schön in Thomassens System und Geschichte der Natur auseinandergesetzte Theorie Jägers darthut, bedingt durch die aufrechte Haltung des Menschen, einen Vorzug, der ihn über alles andere Tierreich erhob, weil er ihm für die Artikulierung seines bekanntlich bei allen Tieren gleichfalls vorhandenen

und sich äußernden Verständigungsbedürfnisses die mechanische Grundlage schuf.

In der allmählichen Ausnützung dieses Vorzuges, durch die Erweiterung der Bedürfnisse, welche neue Stereotypen der Verständigung notwendig machte, und durch die Uebertragung der letzteren auf die Nachkommenschaft, die Vermehrung und Nuancierung derselben durch die letztere liegt der Ursprung der Sprache, deren Schatz die eine Generation von der anderen ebenso empfängt, wie sie deren Erbschaft in Kunst und Wissenschaft, überhaupt aller Zivilisation erwirbt und antritt.

Die Sprache aber erst hat dasjenige, was wir im Tiere als Instinkt bezeichnen, zu dem emporgehoben, was wir Geist, Seele, Vernunft nennen — erst die Sprache schuf dem Menschen die Vernunft, ermöglichte ihm das Denken — denn was ist das Denken Anderes als innerliches Sprechen mit sich selbst? Ohne Sprache keine Philosophie, nicht einmal eine Theologie — Denken heißt Rechnen mit Begriffen; diese selbst setzen Begrenzung voraus; dazu dienen die Worte, die sie wie Grenzsteine einschließen; so wenig man rechnen kann ohne Ziffern, ebensowenig kann man denken ohne das Hilfsmittel der Sprache.

Diese Frage ist eine hochwichtige und entscheidende, sie wird deshalb am meisten angefochten werden und vielleicht später noch näher zu erläutern sein. Denn das ist ja von Niemandem zu läugnen, daß der Mensch durch seinen Körper mit der übrigen Natur zusammenhängt, mit der Tier-, ja selbst mit der Pflanzenwelt die gleichen Bedürfnisse teilt, dem gleichen Stoffwechsel unterliegt und daß die Organisation seines Körpers das gleiche Schema mit dem der höher organisierten Tiere einhält. Den Körper des Menschen giebt deshalb sogar die Religion der Erde wieder zurück: pulvis es et in pulverem reverteris (Du bist von Staub und wirst zum Staube zurückkehren)! Nach dieser Richtung stände also der Darwin'schen Entwickelungslehre eigentlich gar nichts im Wege, im Gegenteile spricht gerade diese Verwandtschaft des Menschenleibes mit dem Tierleibe mit aller Vehemenz dafür, daß, wenn alles Andere im Reiche der organischen Natur aus einer oder mehreren Urformen sich entwickelt hat, der menschliche Körper keinen anderen Weg gegangen sein wird. „Allein", so ruft der Priester,

„der Geist, die Seele, die Vernunft, das ist etwas Anderes, das ist etwas Göttliches, der Mensch ist kein allmähliches Produkt der Erde, sondern ein gleich fertig auf die Welt gesetztes Geschöpf einer providentiellen Allmacht, welche in ihm ein (allerdings sehr bald verunglücktes) Miniaturbild der eigenen Vollkommenheit versucht hat!“ Trifft aber die allmähliche Entwickelung des Menschen aus dem tierischen Standpunkte auch nach geistiger Beziehung zu, dann ist eine Bresche gelegt in das Gebäude der Theologie, welche dieselbe in ihren Grundvesten wanken macht und sie in das letzte Bollwerk zurücktreibt, das ihr noch erhalten blieb, aber auch bereits zu wanken beginnt, nämlich die Unfähigkeit der heutigen Wissenschaft, den natürlichen Übergang des Anorganischen d. h. des Unbelebten in das Organische oder Belebte aufzuzeigen.

Allein wir fürchten für die Theologie, daß unser Standpunkt der Entwickelung dessen, was man Geist, Seele, Vernunft nennt, aus tierischer Basis für Viele, welche den Menschen in seinen noch heute wirksamen tierischen Instinkten näher kennen, auch ohne unsere Theorie von Ursprung und Wirkung der Sprache von weitaus einleuchtenderer Wirkung ist, als der Apfelbiß eines ersten Menschenpaares und dessen degradierende Folgen.

Der Publizist des „Bamberger Volksblattes“ stellt auch die Behauptung auf, es habe eine geoffenbarte Urreligion gegeben, auf welche die Religionen aller Völker hinwiesen. Wie in den meisten Behauptungen, welche weite Kreise von Anhängern auf sich vereinen, so ist auch hierin ein Körnchen Wahrheit enthalten, nur daß die Urreligion nicht geoffenbart, sondern daß sie sehr natürlich war und sich dem Menschen durch dessen Urzustand von selbst aufdrängte. Mit ihr verhält es sich, wie mit der sogenannten Ursprache, welche darin bestehen dürfte, daß die Menschen sich in den ersten Stadien durch Gesten und Ausrufe verständlich machten, die ja wohl überall so ziemlich gleich gewesen sein mögen, wie auch jetzt noch die Hunde in allen Teilen der Welt gleich bellen und gleich mit dem Schweife wedeln werden. Als aber die Menschen dazu kamen, dasjenige zu bilden, was wir bereits den Anfang einer Sprache nennen dürfen, da waren sie sicher schon so verbreitet, örtlich getrennt und so verschiedenen, nach Klima und Umgebung

sich richtenden Verhältnissen und Bedürfnissen gegenüber gestellt, ihre Entwickelung auf den einzelnen Teilen der Erde selbst hielt so wenig gleichen Schritt, daß an eine gemeinsame Ursprache des Menschengeschlechtes im Sinne einer wirklichen Sprache gar nicht gedacht werden kann.

So ist auch die Geschichte der Religion. Die Religion der Menschen hat insoferne einen gemeinsamen Ursprung, als sie einen gemeinsamen Urgrund hat. Sicher setzte der erste Gedanke, der ein religiöser genannt werden darf, schon eine geistige Entwickelung des Menschen voraus, welche ihn weit über das Tierreich erhob. Diese geistige Entwickelung war aber noch nicht eine so hohe, daß er von der Gesetzmäßigkeit der Natur nur eine Ahnung hatte; wohl aber fühlte er die Übermacht derselben, seine Abhängigkeit von ihr; er sah daher in jeder ihrer Erscheinungen — sein eigenes Wesen auf das ihm gegenüberstehende Unbekannte übertragend — die Wirkung einer handelnden, mit dem Gegenstande seiner Furcht oder Hoffnung verbundenen Macht, von deren Gunst oder Ungunst sein Wohlergehen abhänge. So bevölkerte er die ganze Natur mit Wesen seiner Einbildungskraft, die, zwar mächtiger als er, ihm glichen, seine Leidenschaften besaßen, durch seine Gaben sich ihm günstig stimmen ließen, deren Zorn er auf sich laden, deren Ungunst er wieder erweichen konnte. So ward ihm die Sonne zum göttlichen Wesen, das ihm das Licht des Tages brachte, das Feuer, das ihm so wohlthätig war, wurde ihm zum Hausgotte, den er anbetend auf dem Herde unterhielt; in dem Rollen des Donners hörte er die Stimme eines zürnenden Wesens und die Blitze hielt er geschleudert von einer höheren Hand. Sicher war die erste Religion der Menschen Naturreligion. Das hatte sie als Gemeinsames und in diesem Sinne mag man schließlich von einer Urreligion sprechen; allein das ist auch Alles. Denn die schon oben angedeuteten Unterschiede des Klimas und der Umgebung, die durch sie bedingte Verschiedenheit dessen, was dem Menschen nützlich, was ihm schädlich war, gab selbstverständlich ebenso viele verschiedene Personifikationen von Naturkräften und Erscheinungen, d. h. ebenso viele verschiedene Götter, die der Mensch in Furcht und Hoffnung sich erschuf. Die Vielgötterei war der Anfang, der Monotheismus war der Fortschritt, der Atheismus, d. h. die vollständige Erkenntnis, daß nur

die Naturgesetze und Nichts als die Naturgesetze walten, daß es keine Willkür, keine die Naturkräfte zeitweilig suspendierenden Wunder, nicht Gunst oder Ungunst gibt, wird der Ausgang sein.

Allein auch dem Monotheismus (Eingottglauben), zu dem sich der Mensch erst durch eine reine Abstraktion und die Synthese (Zusammenfassung) alles dessen, was ihm bisher in viele, sich oft widersprechende Mächte zerspalten war, also erst sehr spät emporschwingen konnte, liegt doch auch Alles das zugrunde, was die ersten, die vielgötterigen Religionen schuf: Furcht und Wunsch, oder eigentlich nur Wunsch — denn auch die Furcht läuft auf einen Wunsch hinaus, wenn auch nur auf einen negativen, nämlich den, daß das gefürchtete Ereignis nicht eintrete. Weil und sobald wir unfähig sind, Gefürchtetes von uns fern zu halten, unsere Wünsche uns aus eigener Machtvollkommenheit zu befriedigen, und weil es solche Wünsche gibt, die uns unser ganzes Leben begleiten, ja über dasselbe hinausgehen, setzen wir uns ein Gedankenwesen, mächtiger als wir, so mächtig, als wir sein möchten, allmächtig, zu dem wir flüchten und es für uns zu stimmen trachten, damit es zu unseren Gunsten in den Lauf der Welt und der Natur eingreife, von dem wir fürchten, er könnte uns sonst konträr sein.

Der Wunsch ist der Vater der Götter; was wir nicht möglich machen können, das sollen sie thun. Wenn der Mensch von dieser aus dem Zustande der geistigen Kindheit herübergenommenen Vorstellung bei uns auch heute noch nicht befreit ist, so ist es die Macht solcher Überlieferung, das Gesetz der Vererbung, das daran die Schuld trägt, der Mangel an einer vorurteilsfreien Betrachtung und Auffassung der Natur, des Daseins.

Dieser Bann hält nicht nur die großen Massen der Ungebildeten, von denen sich die meisten in den sogenannten gebildeten Ständen befinden, sondern auch Viele, deren Wissen die Erwartung eines Anderen rechtfertigen würde, gefangen. Und hierin liegt der Grund, warum, wie wir eingangs dem Publizisten des „Bamberger Volksblattes“ zugaben, sich noch mehr als ein Gelehrter der heutigen Zeit gegen uns in der Frage der Entstehung des Menschengeschlechtes zitieren ließe. Das „Bamberger Volksblatt“ war so glücklich, gegen die Darwin'sche Theorie einen Gelehrten

von dem Range eines Virchow zitieren zu können. Wir verkennen die Bedeutung dieses Namens nicht; allein kein Name ist so groß, daß er allein uns beweisen könnte, daß etwas, was uns als richtig einleuchtet, unrichtig sei; wir — es ist dieses einmal eine demokratische Gepflogenheit — lassen uns nie durch Autoritäten, sondern nur durch den inneren Wert einer Sache selbst leiten. Und gerade, wo Autoritäten sprechen, welche, wie das „Bamberger Volksblatt“ von Virchow schreibt, vergöttert werden, sind wir umsoweniger empfänglich, uns von dem Glanze eines Namens bestechen zu lassen, denn gerade der Weihrauch, der solchen Autoritäten gestreut wird, macht sie leicht zum Absprechen geneigt. Auch abgesehen davon hat es schon gar manche Autorität in der Geschichte der Gelehrsamkeit gegeben, welche einer neuen Idee Widerstand leistete, die sich später die Welt errungen hat. Die deutsche Anthropologie ist in zwei Lager gespalten, in deren einem die Anhänger Darwins, in dem andern seine Gegner stehen. Der Anthropologenkongreß zu Nürnberg (1887), dem diese Zeilen mittelbar ihren Ursprung verdanken, war ein Rumpfparlament — denn die Darwinianer fehlten. Wer steht uns dafür, daß nicht, wie einst die Schweizer in der deutschen Litteratur den Sieg gegen Gottsched und seine Gefährten erfochten, auch der Leiter dieses Rumpfparlamentes in dem Kampfe gegen die von Darwin erschlossene Neuzeit den Gottsched der Anthropologie abgeben muß?

Ist denn die Darwin'sche Theorie begründet?

In ihren wesentlichen Grundlagen sicherlich; ja, sie erscheint uns als eine philosophische Notwendigkeit. Für den Forscher muß — er mag für seinen Haus- und Gemütsbedarf an einen Gott glauben oder nicht — Alles seinen Ursprung, Anfang, Fortschritt und sein Vergehen in der Natur finden, Gott also aus der Wissenschaft ausscheiden, wo er nur stören, die Annahme seiner Existenz die Forschung nur hemmen kann. Wo ein allmächtiger Wille die Naturkräfte heute so, morgen so leiten, ja, ihnen widersprechende Aufgaben stellen kann, da ist Alles Willkür; denn auch das, was man unter dieser Voraussetzung noch Gesetz zu nennen beliebt, ist nur eine in vielen Akten gleichmäßig sich wiederholende Willkür, welche man, wenn sie sich einmal abweichend äußert, — Wunder nennt. Damit ist aber die

Gesetzmäßigkeit der Natur aufgehoben und der Wissenschaft der sichere Boden entrückt.

Die Annahme eines allmächtigen Wesens, das alles Vorhandene schuf, nach seinem Gutdünken erhält und nach seinem „unerforschlichen" Ratschlusse vom Dasein abruft, ist für den ernstdenkenden Geist keine genügende Erklärung, sie ist gar keine Erklärung — denn sie substituiert dem großen Rätsel der Natur nur das noch viel größere Rätsel eines unendlichen, von aller Ewigkeit her mit aller Vollkommenheit begabten, unbegreiflichen Wesens! Wie kann aber durch Unbegreifliches etwas begreiflich werden, seit wann werden Rätsel durch Rätsel gelöst? Es ist nur die Unwissenheit, die heutige Unfähigkeit des Menschen, den natürlichen Zusammenhang aller Dinge in den einzelnen Fäden zu ergründen, was ihn zu diesem Notbehelfe, zu diesem Hinausschieben des ihm vor Augen liegenden Problems in überirdische Sphären treibt, was Ludwig Feuerbach in seiner klassisch-satirischen Weise so gut kennzeichnet, indem er das Azur des Himmels das Asyl unserer Unwissenheit nennt. Darum steht auch die Theologie mit der Naturwissenschaft, soweit sie sich als Hilfswissenschaft zur Lösung der großen Probleme geltend macht und die Natur nicht als ein bloßes, von Gott für die Menschen zu seiner Bewunderung und ihrem Amüsement aufgestelltes Museum betrachtet, auf gespanntem Fuße, weil jede Lücke der menschlichen Erkenntnis, die sie ausfüllt, ein Fußbreit Bodens ist, der dem Gebiete des Glaubens abgerungen wird, und wenn wir die Theologen heute über die Glaubenslosigkeit der gebildeten Kreise klagen hören, so ist dieses nur die Bestätigung der qualitativ großen Verluste, welche heute schon der Fortschritt der Naturerkenntnis der Theologie zugefügt hat.

Die wissenschaftlich notwendige Thesis, daß Alles seinen Ursprung, Anfang, Fortschritt und sein Vergehen in der Natur findet, kann nur im Gesetze einer allmählichen Entwickelung eines jeden vorhandenen aus einfachster Grundlage ihr Genüge finden. Die Natur weist uns selbst auf diese Erklärung hin. Die Grundlage alles Organischen ist die Zelle, der Organismus des Menschen, um dessen Entstehung es sich hier handelt, nichts als ein sogenannter Zellenstaat, er hat daher mit allen übrigen Organismen die gleiche Grundlage und darum wohl auch den gleichen Ur-

sprung. Das Gesetz der Entwickelung ist eine philosophische Notwendigkeit, weil durch dasselbe allein die Einheit der Natur begründet wird, welch letztere keinen Sprung kennt, deren Einheit aber in demselben Augenblicke zerstört wird, in dem wir annehmen, daß ein außer ihr stehender Wille ihr fertige Gestalten und Gebilde in ihre Arbeit hineinsetzt. Die Aufgabe der Philosophie ist es, wie dieses der große Nolaner, Giordano Bruno so schön gesagt hat, Alles zurückzuführen auf Eines, und dieses thut eigentlich auch die Theologie, nur daß sie dieses Eine, auf welches Alles zurückzuführen ist, nicht in der Natur, dem wirklich Vorhandenen, sondern in einem Gedankenwesen, in Gott sucht.

Der Publizist des „Bamberger Volksblattes“ und Manche mit ihm nennen nun die großen Zeiträume schwindelhaft, auf welche die Entwickelungslehre als solche zurückweist, in denen der Natur genügend Zeit gelassen war, auch bei dem unmerklichsten Fortschreiten aus der einfachsten Urform wie alle übrigen Organismen, so auch den Menschen herauszubilden.

Allein wer zum Beispiel nur die Resultate der Mikrogeologie, d. h. der Forschungen kennt, die uns das Mikroskop inbezug auf die Bildung gewisser Teile unserer Erdrinde gestattet hat, wird wissen, daß diese unendlichen Zeiträume inderthat verflossen sind.

Die Mikrogeologie hat uns unter anderem gelehrt, daß die mächtigen Kreidegebirge nichts sind als die Anhäufung der von mikroskopischen Geschöpfen zurückgelassenen Kalkschälchen, die sich z. B. vom Meeresgrunde bis zu jenen Massen aufgespeichert haben, welche heute Englands Küste als der Schiffahrt gefährliche Felsen umgürten.

Welches Zeitraums hat es bedurft, bis bei der unendlichen Kleinheit dieser Leichenrestchen jene Erdrücken entstanden sind, die uns am besten zeigen, was die Natur mit den kleinsten unscheinbarsten Mitteln leistet in der Fülle der Jahrtausende, die ihr zu ihren Werken zu Gebote stehen!

Doch wir selbst hier in Bamberg haben ja ein sinnenfälliges Beispiel in unmittelbarer Nähe — die berühmte Sofienhöhle in der fränkischen Schweiz, deren mächtige und herrliche Tropfsteingruppen den unendlich geringfügigen Rückständen der in bestimmten Zeitabständen abfallenden Wasser-

tropfen ihren langwierigen Aufbau und auch ihren Namen verdanken.

Durch diese Betrachtungen allein stellt sich fest, daß die Natur auf unserem Erdballe inderthat so große Zeiträume hinter sich hat, als sie bedurfte, um in langsamer Differenziierung aus den einfachsten Urformen zu den komplizierteften und herrlichsten Ausgestaltungen zu gelangen, für welche wir, die wir nicht Zeugen jenes vieltausendjährigen Entwickelungsganges sein konnten, den Schlüssel der Herkunft solange vergeblich suchten. Wenn wir heute sagen, er sei gefunden, so ist dieses nur im großen Rahmen zu verstehen; ob die Mittelglieder, welche der Entwickelungsgang dessen, was Mensch geworden ist, durchlaufen mußte, jemals gefunden werden, ist dahin zu stellen; sie ruhen in dem Schooße der Jahrtausende verloren, in dem auch wir einst versunken und vergessen sein werden; wenn man sie noch nicht gefunden hat, so beweist das noch nicht, daß sie niemals existierten, der Mensch daher fertig wie Pallas Athene dem Haupte eines Zeus entsprungen sei; denn wie unendlich wenig ist von dem durchforscht, was wir heute festes Land nennen, während das, was früher fest war, heute in Meerestiefen, unerforscht und unerforschlich, ruht, in die Länder der heutigen Zivilisation aber, wo durch Eisenbahnarbeiten, Bergwerke u. s. w zufällige Funde gemacht werden, die Einwanderung des Menschen, der ja wie wohl jedes Tier seine spezielle Heimat hatte, erst in späterer Zeit erfolgt sein dürfte. Die Mahnung, nicht ausschweifend zu sein, ist, wie überall in der Wissenschaft, allerdings hauptsächlich hier amplatze; es ist aber zu weit gegangen, wenn man dem Forscher die Berechtigung absprechen wollte, Anfang und Ende durch Schlußfolgerung und Analogie solange geistig zu verbinden, bis es einmal gegönnt ist, dasjenige, was sein geistiges Auge erschaut, dem leiblichen Auge in sinnlichen Beweisstücken vorzulegen. Wir dürfen hier an die geistige Entdeckung des Planeten Neptun erinnern, dessen Dasein, ehe ihn ein Forscher sah, Le Verrier aus den Abweichungen des Uranus von den ihm zugeschriebenen Bewegungen demonstrierte und dessen Umlaufzeit er sogar ausgerechnet hatte.

Selbstverständlich ist es unzulässig, sich jetzt bereits auf unserem Gebiete zu detaillierten Behauptungen zu versteigen, wie dieses seitens Einzelner, z. B. durch die Konstruktion

eines Stammbaumes des Menschen in der Naturgeschichte bereits geschehen ist. Durch solche nicht zu beweisende, allzu kühn vorweggenommene Detaillierungen wird und wurde der Sache schon unendlich viel geschadet, dieselbe mißkreditiert. Wenn Anhängern der Theorie dieser Übereifer, den Vorhang weiter, als es heute gestattet ist, zu lüften, zu verzeihen ist, so kann dagegen das demagogische Gebahren interessierter Gegner, die Sache durch Verdrehung vor den Massen in das Lächerliche zu ziehen und den Anhängern Darwins Unmöglichkeiten zu imputieren, die diese nie behaupten, nicht so leicht verziehen werden. Wenn sie behaupten, Niemand habe noch aus einem Gorilla einen Menschen sich gestalten sehen und sicher sei auch noch nie ein Haifisch ein Mensch geworden, so kann man diesen Herren, die durch solche Trivialitäten die Lacher zum Schaden der Wahrheit auf ihre Seite zu bringen suchen, nur antworten: „Das hat auch noch Niemand behauptet". Diese Herren müssen auf sich dasjenige anwenden lassen, was selbst Virchow durch den in dieser Sache gewiß berufenen Forscher Louis Büchner von sich schreiben lassen mußte: „Wenn Herr Professor Rudolf Virchow in einem 1870 erschienenen Vortrag über „Menschen- und Affenschädel" . . . . . zu dem etwas sonderbaren Schlusse gelangt, „daß durch fortschreitende Entwickelung der Affen nie ein Mensch entstehen könne", so verkennt er ganz den eigentlichen Kern der Frage und verwechselt die individuelle Altersreife der heute lebenden Anthropoiden mit der genealogischen Entwickelung des äffischen Typus in der Vergangenheit. Kein Anhänger der Entwickelungstheorie wird es auch nur entfernt möglich halten, daß aus der individuellen Entwickelung eines heute lebenden Affen ein Mensch werden könne, oder daß die heute lebenden Menschenrassen, welche nur die letzten Endprodukte uralter Entwickelungsreihen sind, an ihren Endpunkten in einander übergehen könnten. Wenn daher derselbe Autor, dessen sonstige wissenschaftliche Verdienste nicht genug anzuerkennen sind, der aber in der vorliegenden Frage einen schwer zu verstehenden Standpunkt einnimmt, ein Jahr später bei Gelegenheit der Verhandlungen der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Schwerin im Jahre 1871 die merkwürdige Äußerung that, daß er sehr zufrieden sein würde, wenn es gelingen sollte, einen schwarzen Stamm

mit allen charakteristischen Attributen der arischen Rasse zu versehen und ihn zu veranlassen, weiß zu werden, oder umgekehrt — oder wenn er die fast noch merkwürdigere Bemerkung macht, daß der biblische Adam noch nicht gefunden worden sei, so sieht sich der Verfasser genötigt, den berühmten Gelehrten an dieser Stelle zu fragen, ob er eine solche Auffindung im Ernste auch nur entfernt für möglich hält, oder ob er wirklich an die Möglichkeit der Umwandlung einer fertigen Menschenrasse in eine andere glaubt? Wer die faktische Aufzeigung solcher Möglichkeiten als Beweise verlangt, thut dieses offenbar nur, um seine individuelle Abneigung gegen eine neue und nicht zu bestreitende Wahrheit unter anscheinend wissenschaftlichen Formen zu verbergen; oder er gleicht einem parteiischen Richter, welcher durch Zuschiebung unmöglicher Beweismittel die eine Partei der anderen gegenüber in Nachteil zu bringen sucht."

Was die auf grund gewollter oder wirklicher Mißverständnisse spöttelnden Theologen im Besonderen anbetrifft, so möchten wir sie davor warnen, den Affen so verächtlich und lächerlich zu finden, wie sie ihn machen, um vor ihrem Publikum die Abstammung des Menschen von ihm zu ächten; denn nach ihrer Lehre ist auch der Affe ein Geschöpf Gottes und ihnen geziemt es daher am wenigsten, sich über ein Stück dieser Schöpfung lustig zu machen. Dagegen geben wir gerne zu, daß Herr Scholl, indem er die Schöpfung Adams aus Lehm und der Eva aus dessen Knochen zu komischen Kontrasten zu verwenden suchte, gegen seine eigene Lehre ironisierte — denn was ist denn die letztere anderes, als die große Wahrheit, daß der Mensch der Erde entstammt, daß er in ihr seinen Ursprung und in ihr wieder sein Vergehen findet?

Man hat diese Lehre vielfach aus Nützlichkeitsgründen angefochten, weil man in ihr das Ende der Moral und in dem Ende dieser das Ende des Staates und der Gesellschaft gesehen hat. Das wäre nun wohl ein Motiv, sie zu verschweigen, könnte aber niemals zu ihrer Widerlegung dienen. Diese Schwarzseher haben aber nicht einmal recht; die moralischen Zustände in der gebildeten Welt, über deren Glaubenslosigkeit so viel geklagt wird, sind besser geworden, als sie früher waren, und übertreffen weitaus den sittlichen Zustand der unaufgeklärten Massen. Ja, wir behaupten

sogar, eine wahre Tugend ist nur da, wo das Gute selbstlos, ohne Aussicht auf eine Belohnung und noch dazu auf eine ewige geschieht, — unsere Religionen machen im Grunde gemein, die Tugend, die ihre Anhänger ausüben, ist eine egoistische, wucherische, — denn sie sind gut, um mit der kurzen Spanne Zeit, die sie es sind, mit dem geringen Aufwande der Wohlthaten, die sie spenden, der sog. Nächstenliebe, die sie üben, eine ewige Seligkeit, ein nie endendes Leben voller Jubel und ewiger Kirchweih einzutauschen.

Das Gute ist nur da selbstlos geübt, wo weder Furcht noch Hoffnung besteht, und so wird der Atheismus, welcher, um allgemein zu werden, höchste Bildung, weil höchste Erkenntnis voraussetzt, auch der Ausgangspunkt der höchsten, der reinsten Moral sein.

Zur Urheimat des Menschengeschlechtes.

Wenn wir entgegen unserer Gepflogenheit uns einmal die Mühe nehmen, eine Erzählung der Bibel und zwar an erster Stelle unserer sich nun fortsetzenden Untersuchungen einer näheren Betrachtung zu unterziehen, so verleitet uns zu dieser Ausnahme nicht allein die große Verbreitung, deren sich heute noch in den Geistern die Sage von einem einstigen, dem Menschengeschlechte verloren gegangenen Paradiese erfreut, sondern namentlich der Umstand, daß uns gerade die kritische Beleuchtung dieser Erzählung Gelegenheit giebt, prinzipielle Fragen zur Erörterung zu bringen, über welche uns auszusprechen sonst kaum die Gelegenheit gegeben wäre.

Die Lehre von einer einstigen besseren Zeit des menschlichen Geschlechtes ist keine der Bibel ausschließlich eigene; man macht aus dieser Übereinstimmung ältester Uberlieferung sogar einen Beweisgrund für die Wahrheit der biblischen Erzählung.

Inderthat beweist aber diese Übereinstimmung nur, daß die in den Sagen der Völker sich wiederholende Hindeutung auf eine bessere Vorzeit einem und demselben völkergeschichtlichen Zuge entsprang.

Sagen konnten sich selbstverständlich unter den Menschen erst bilden, als diese schon einen hohen Grad der Sprachfähigkeit erreicht hatten, welcher die mündliche Überlieferung einer zusammenhängenden Vorstellungsreihe ermöglichte.

Der sprachlose Urmensch, der Mensch, welcher noch in den Anfängen dessen lebte, was später Sprache wurde, konnte auf seine Nachkommen ebensowenig eine Sage überliefern, als er selbst eine Geschichte hatte.

Bis nun das menschliche Geschlecht, einen einzigen ursprünglichen Verbreitungsbezirk desselben angenommen, bis zu jener Sprachhöhe gelangt war, war es sicher schon weit verbreitet und wäre es bei Erreichung dieser Sprachhöhe auch noch nicht in Stämme und Völker zerfallen gewesen, so setzt doch wenigstens die Bildung einer Sage schon ein Volk und zwar eine lange Vergangenheit desselben voraus, aus der ihm dieselbe als ein Stück seiner Geschichte, von der dichterisch gestaltenden Kraft der Generationen der ursprünglichen Gestalt beinahe bis zur Unkenntlichkeit entkleidet, herüberdämmert, so wie wir die Berge von Ferne in blauem Dufte sehen, ihre nähere Beschaffenheit mit unseren Augen aber nicht mehr erkennen.

Alle Völker sind gewandert, haben ihre einstigen Sitze, sei es freiwillig oder verdrängt, verlassen und haben an diese einstige Heimat eine Erinnerung mitgenommen.

Auch diese Erinnerung, die damals noch kein schriftliches Denkmal fixieren konnte und welche in der mündlichen Überlieferung, wie jede andere, die Phantasie jedes Nacherzählers reizte, hat in dem Laufe der Generationen ihren historischen Gehalt verloren, ist Sage geworden, d. h. sie hat ihre ursprüngliche, dem Realen entsprechende Gestalt in jenem Schimmer der Verklärung eingebüßt, welcher die Vergangenheit immer mehr, je weiter sie sich von uns entfernt, im Gegensatze zu den gegenwärtig empfundenen Übeln umfließt, wie ja auch heute noch die „gute alte Zeit", trotzdem sie so herzlich schlecht gewesen ist, noch stets herhalten muß, um den jetzigen „schlechten" Zeiten als preisenswertes Gegenstück zu dienen.

War es Gewalt, die ein ursprüngliches Volk aus seinem Sitze vertrieb, war wirklich die Heimat, die es verließ, etwas Besseres, als was es fand, so ging dieser poetische Idealisierungsprozeß nur um so rascher und sicherer vonstatten.

Auch die Sage vom Paradiese ist eine Auswandererſage, die Sage von einem Lande, aus dem seine ursprünglichen Bewohner vertrieben wurden, die sich in demselben glücklich fühlten oder sich doch später als dort glücklich dachten.

Hierdurch verrät sie die Gemeinschaftlichkeit ihres Ursprungs.

Es hat uns gewundert, daß Herr Scholl die Frage des Paradieses nicht von diesem einzigen Gesichtspunkte aus behandelt hat, von dem aus sie betrachtet werden muß. Argumente, daß ein Garten nicht wohl von vier großen Strömen durchflossen gedacht werden könnte, wären ihm dann wohl erspart geblieben.

Solche Argumente beweisen nichts; denn Übertreibungen sind an sich der Sage eigen, liegen eigentlich mehr oder minder in ihrem Wesen; dazu erscheint die Bezeichnung „Garten" als eine durchaus zulässige Metapher, wie ja auch heute noch Italien der Garten Europas genannt wird, und wir sind überzeugt, daß, wenn die Bewohner des heutigen Italiens gezwungen würden, ihr Vaterland zu verlassen und ihre Wohnsitze in einem nördlicher gelegenen Lande oder auch nur in der sandigen Mark der heutigen Hauptstadt des deutschen Reiches zu nehmen, sie noch in den spätesten Geschlechtern ebenso von ihrem Italien als einem von ewigem Sonnenscheine gesegneten Garten schwärmen würden, als die Sagendichter des Paradieses von dem Garten Eden.

Solche schwächliche Argumente beweisen aber nicht nur Nichts für die Sache des Vortragenden, sondern sie schaden derselben direkt, da sie als Notbehelfe aus Mangel an Besserem betrachtet werden.

Die in der von uns geschilderten Weise entstandene Überlieferung von einer besseren Vorzeit, einem Lande voll Glück und Seligkeit schloß unwillkürlich das Bedürfnis einer Aufklärung über die Ursache in sich, aus der solch früheres Glück verloren ging.

Nachdem der Mensch auf die von uns bereits erörterte Weise dazu gelangt war, alles Heil und Unheil, was ihm widerfuhr, der Gunst oder Ungunst ihm unbekannter, mächtiger Wesen zuzuschreiben, lag nichts näher, als daß auch der Verlust des Paradieses, zu dem ihm der einstige Ursitz der Vorfahren geworden war, dem Zorne der Götter zugerechnet wurde, den einer der Vorfahren oder gleich der erste durch sein Verhalten herausgefordert habe.

Damit war der Keim für die Lehre vom ersten Sündenfall und seinen Folgen gegeben, damit aber auch in einer dem damaligen geistigen Bedürfnisse völlig genügenden

Art erklärt, auf welche Weise der Unterschied zwischen Gut und Böse in die Welt gekommen sei.

Wir können Herrn Scholl nicht beipflichten, wenn er mit unserem sittlichen Bewußtsein den Gedanken nicht vereinbar erklärt, Gott habe dem Menschen im Paradiese die Erkenntnis des Unterschiedes von Gut und Böse versagen wollen.

Wir finden es im Gegenteile für durchaus notwendig zu einem seligen Zustande, den ja das Paradies nach der Anschauung seiner Bekenner darstellen soll, daß diejenigen, die eines solchen teilhaftig sein sollen, jener inneren Seelenkämpfe enthoben seien, welche der Unterschied zwischen Gut und Böse notwendig in uns hervorruft.

Nur ist jener selige Zustand nicht möglich und bedurfte es nicht eines ersten Sündenfalles, um den Unterschied zwischen Gut und Böse in die Welt einzuführen; derselbe ist vielmehr in demselben Augenblicke geboren, in dem der Mensch nicht mehr isoliert, für sich allein dasteht. Der Gegensatz zwischen Ich und Du ist auch der Gegensatz zwischen Gut und Böse. So lange der einzelne Mensch nur für sich selbst, in Beziehung auf sich allein gedacht wird, sind alle seine Handlungen sittlich gleichgiltig; eine moralische Bedeutung erhalten sie erst durch die Beziehung, die sie auf etwas außer ihm Existierendes nehmen.

In dem Augenblicke, in welchem dem Ich des Menschen im Nebenmenschen das Du gegenübertritt, ist jener Dualismus zwischen eigenem Willen und der durch das Zusammenleben mit Anderen notwendigen Beschränkung gegeben, auf welchem der Unterschied zwischen Gutem und Bösem beruht.

Und es ist eigentlich eine ganz feine philosophische Empfindung, welche die Dichter der Paradiesessage leitet, daß sie den alleinstehenden Adam in der Unkenntnis dieses Unterschiedes beharren und erst durch seine Gesellschafterin zur Erkenntnis desselben gelangen lassen.

Nachdem wir so die natürliche Genesis des Guten und Bösen auf der Welt erklärt haben, ohne daß es zu dieser Erklärung einer in der Mehrzahl der Fälle siegreichen Konkurrenz des Teufels mit Gott im Abfangen von Seelen bedurft hatte, wollen wir betrachten, was das Christentum aus der Sage vom ersten Sündenfalle gemacht hat, und

solches dem Leser, der vielleicht niemals Gelegenheit nahm, dieser Lehre näher nachzudenken, in kurzen Umrissen vorführen.

Nach der Lehre des Christentums hatte die Übertretung des göttlichen Verbotes, vom Baume der Erkenntnis zu essen, für unsere Stamm-Eltern nicht nur den Verlust des Paradieses, sondern für alle Menschen den Verlust der göttlichen Gnade zurfolge, weshalb Gott seinen Sohn zur Erde gesendet hat, damit uns sein Kreuzestod erlöse.

Nun ist aber Gott all- und darum auch Alles vorherwissend, seine Ratschlüsse sind alle unabänderlich, von Ewigkeit her, also menschlich gesprochen sämtliche gleichzeitig gefaßt.

Gott wußte daher in demselben Augenblicke, als er beschloß, den ersten Menschen das Verbot zu geben, mit mehr als mathematischer, mit absoluter Gewißheit, daß sie dieses Verbot überträten, und zu gleicher Zeit fühlte er sich darüber so beleidigt, daß er gleichzeitig mit dem Entschlusse, das Verbot zu erlassen, alles an dieses Verbot sich knüpfende Elend der Menschheit und sogar den Kreuzestod seines Sohnes, d. h. aber, weil er Eines Wesens mit demselben ist, seinen eigenen beschloß, also im gewissen Sinne Selbstmörder geworden ist.

Was würde man mit einem Menschen thun, der mit dem sicheren Bewußtsein, daß eine Probe mißlinge, dieselbe vornehmen und sich schon im Vornherein über das Mißlingen derselben so alterieren würde, daß er seinen einzigen Sohn deshalb dem Tode übergeben würde?

Die Antwort des Lesers hierauf kann nicht wohl zweifelhaft sein.

Als Glaubenssatz über das höchste, vollkommenste Wesen haben diese Erzählung aber Tausende, haben sie Millionen geglaubt und werden sie noch glauben — credo, quia absurdum est — ich glaube, weil es unbegreiflich ist!

Mit dieser kleinen Abschweifung auf theologisches Gebiet nehmen wir Abschied von dem schönen Traume des Paradieses und wenden uns der Untersuchung der Frage über die Urheimat des Menschen im nüchternen Sinne der darwinistischen Entwickelungslehre zu.

Wir haben in unseren früheren Untersuchungen gesagt: „Die Mahnung, nicht ausschweifend zu sein, ist, wie überall

in der Wissenschaft, hauptsächlich hier (nämlich in diesen weit zurückliegenden Fragen) amplatze." Wir haben diese Bemerkung namentlich gegen den Versuch gerichtet, jetzt schon, mit den heute der Wissenschaft zugebote stehenden Mitteln auch nur eine Vermutung darüber aufstellen zu wollen, wo wir uns den ersten Verbreitungsbezirk dessen, was man Mensch nennt, zu denken haben.

Denn nachdem das Alter des Menschengeschlechtes noch nicht feststeht, dasselbe vielmehr auf Perioden zurückweist, die unendlich weit hinter uns liegen, läßt sich überhaupt die Konfiguration unseres Erdballs in Verteilung von Land und Wasser zurzeit, als dasjenige auftrat, was man bei Zulassung dieser Frage als erste Menschen bezeichnen müßte, gar nicht feststellen und damit ist jede Möglichkeit, diese angebliche Urheimat zu fixieren, ohnehin zurzeit ausgeschlossen, ist also auch eine Vermutung, es könnte dieses das untergegangene Lemurien sein, nicht viel mehr als die müssige Phantasie eines Sagendichters, der sich vom biblischen nur dadurch unterscheidet, daß sich seine Sage auf ein Gebiet verliert, wo es überhaupt keine geben soll.

Der Beweisgrund, der für Lemurien vorgeführt wurde, weil nämlich dort der Hauptverbreitungsbezirk der menschenähnlichsten Affen war, wäre übrigens auch nicht einmal durchschlagend, sondern ließe sich ebensogut als Gegenargument verwerten.

Es darf nämlich wohl kaum angenommen werden, daß die Abänderung einer Art auf der einmaligen zufälligen Abweichung eines Individuums beruhe, welches dieselbe seinen Nachkommen mitteilte, bis dieselbe stationär geworden sei, sondern die Abänderung der Art wird ihren Grund immer in veränderten Daseinsbedingungen gehabt haben, unter welche sich eine Reihe von Individuen einer und derselben Art außerhalb ihres ursprünglichen Verbreitungsbezirkes gestellt sah und denen sie sich erst in allmählicher Vererbung und Zuchtwahl anzupassen hatte, so daß eigentlich, wenn Lemurien der Sitz der menschenähnlichsten Affen war, diejenigen von ihnen, aus denen der spätere Mensch entstanden sein soll, die klimatischen und Ernährungs-Verhältnisse ihres Heimatlandes haben verlassen müssen, ehe sie in anderen, entgegengesetzten Verhältnissen

Andere werden konnten, als sie jedenfalls zuhause geblieben wären

Man sieht aus diesem einzigen Beispiele, wie vorsichtig man auf diesem Gebiete mit der Aufstellung von Beweisen sein muß.

Ebenso ist es mit dem Beweise, der aus der Nacktheit der Menschen dafür gewonnen werden will, daß sich ihre Urheimat — d. h. ihr erster Verbreitungsbezirk — in einem warmen Lande befunden habe.

Herr Scholl stimmt zwar mit Darwin (Abstammung des Menschen Band I, Seite 210) insoferne überein, als dieser die Urerzeuger unseres Geschlechtes gleichfalls ein warmes Land bewohnen läßt, aber nicht wegen angeblicher Nacktheit, sondern aus einem der Anatomie des Menschen entnommenen Grunde, weil nämlich nach dem Zustande der großen Zehe beim Fötus (Leibesfrucht) zu urteilen, der Fuß ein Greiffuß und demnach unsere Urerzeuger Baumtiere waren, daher nach Anschauung Darwins ein warmes, mit Wäldern bedecktes Land bewohnten. Es scheint uns zwar auch dieser Grund nicht zwingend zu sein; denn es giebt auch waldreiche Gegenden, die nicht zu den warmen Ländern zählen; allein der Grund Darwins ist immerhin noch zulässig; daß aber eine angebliche Nacktheit der ersten Menschen dieselben auf warme Temperaturen verwiesen hätte, diese Schlußfolgerung ist unter allen Umständen unzulässig, weil ihre Prämisse falsch ist. Wer sagt denn, daß die „ersten Menschen" nackt waren? Es scheint sich hier wirklich in den Gedankengang des Vortragenden der paradiesische Adam eingeschlichen zu haben, während doch die allmähliche Enthaarung des Menschen sicher nur das Resultat eines recht langsamen Entwicklungsganges und einer schon ziemlich hinaufgekletterten Kultur gewesen ist. Nach Darwin — und die Analogie spricht auch dafür — waren unsere Urerzeuger mit Haaren bekleidet und vereinzelte Rückschläge sollen heute noch daran erinnern. Es giebt sogar — so schwankend ist in diesen Hypothesen noch die Wissenschaft — solche, welche den einstigen Vorfahren des Menschengeschlechtes ein rauheres Klima deshalb als Urheimat, in der sie sich zu Menschen entwickelten, zuweisen, weil nur ein solches ihnen jene geistige und jene Energie des Willens ermöglicht hätte, welche die

Voraussetzung dafür war, daß sie alles übrige Tierreich überflügelten.

Solange für gewisse Entwickelungsvorgänge, als Enthaarung, den aufrechten Gang des Menschen u. s. w. nicht die bestimmende Ursache mit einiger Gewißheit und Übereinstimmung von der Wissenschaft festgestellt ist, wird, auch wenn die Frage sonst zulässig wäre und die Grenzen gefunden werden könnten, innerhalb deren sie in der Entwickelungsgeschichte des Menschengeschlechtes gestellt werden könnte, jeder Versuch, den ersten Verbreitungsbezirk der Menschen zu finden, vergeblich sein.

Wenn wir in unseren Auseinandersetzungen mehr als uns lieb war, Stellung gegen den von uns hochverehrten Freund und Vorkämpfer Scholl nehmen mußten, so wollen wir an dieser Stelle auch nicht verschweigen, daß seine Ansichten über Lemurien als Urheimat des Menschen von keinem Geringeren geteilt werden als von Häckel, dem geistvollen Verfasser der auch in unseren Untersuchungen zitierten und unseren Lesern hiermit auf das Angelegentlichste empfohlenen „natürlichen Schöpfungsgeschichte".

Subtile Fragen.

Die ewige Bewegung des Weltstoffs.

Als wir unsere Artikel „zur Entstehung des Menschengeschlechtes“ schrieben, dachten wir, daß die Angriffe, welche den anlaßgebenden Vorträgen Scholls folgen würden, uns Gelegenheit gäben, Fragen zu behandeln, welche, wenn der von uns eingenommene materialistische, atheistische Standpunkt ausreichend begründet werden soll, nicht unbesprochen gelassen werden dürfen. Wir haben uns getäuscht; die Widerlegungsversuche der ultramontanen Gegner des Herrn Scholl waren so sehr auf den Plattheiten des sogen. Bauernkatholizismus aufgebaut, daß sie die für denkende Leser allein ins Gewicht fallenden Probleme gar nicht berührten, sie vielleicht teilweise gar nicht ahnten. Wir müssen daher selbst diese Fragen aufwerfen, an deren Schwierigkeit sich schon so viele denkende Köpfe gestoßen, so daß sie sich für die Notwendigkeit der Annahme eines göttlichen Wesens als der schöpferischen und weltordnenden Kraft entschieden. Wir nehmen als erstes dieser Probleme, das man von gottgläubiger Seite unserem Standpunkte zu lösen aufgibt, die Frage: „Woher hat die Materie, die Ihr für ewig erklärt und aus deren Bewegung sich Alles gebildet haben soll, den ersten Anstoß zur Bewegung erhalten?“

Diese Frage hat schon die alte, sogen. heidnische Philosophie beschäftigt und schon in der griechischen Philosophie beantwortete man sich dieselbe durch die Annahme eines „unbewegten Bewegenden“, an welche Vorstellung wir in den Worten Schillers einen Anklang finden:

„Und ob auch Alles im Wechsel kreist,
Im Wechsel beharret ein ruhiger Geist.“

Diese dem Materialismus gestellte, ihn im Lebensnerv zu treffen bestimmte Frage hat aber zur Voraussetzung eine Hypothese, deren Richtigkeit wir durchaus bestreiten müssen.

Sie setzt nämlich voraus, daß die Materie je einmal im Zustande der Ruhe sich befunden habe.

Diese als so ziemlich selbstverständlich hingenommene Hypothese ist aber durch Alles, was wir von der Materie wissen, vollständig widerlegt; es drängt vielmehr Alles zur Annahme, daß wie die Materie ewig, sie auch von jeher in Bewegung war, und es müßten jedenfalls diejenigen, die unseren Geist zwingen wollen, der ersten Ursache der Bewegung nachzudenken, uns beweisen, daß früher ein dem heutigen Zustande der Materie entgegengesetzter Zustand, nämlich statt desjenigen der Bewegung der der Ruhe vorhanden gewesen sei.

Dieser Beweis wird nie gelingen.

Man spricht zwar viel von einer „Trägheit“ der Materie; allein die Materie, weit davon entfernt, träge zu sein, ist in immerwährender Bewegung; dem oberflächlichen Beobachter scheint freilich das Gegenteil der Fall zu sein; es ist natürlich nicht möglich, in dem Rahmen so weniger Zeilen, als uns hier zugebote stehen, dem im Gebiete der modernen Naturwissenschaft weniger oder vielleicht gar nicht Bewanderten jene Aufschlüsse zu erteilen, welche ihm beweisen, daß auch dasjenige, was ihm Ruhe der Materie scheint, gleichwohl Bewegung ist; möge daher die Andeutung, daß da, wo die Materie in Ruhe zu sein scheint, gerade der die Festigkeit vermittelnde Druck eine Erscheinung der Bewegung, eine Wirkung des Fallgesetzes ist, eine Ahnung dafür vermitteln, daß in solchen Dingen manchmal die Wirklichkeit mit dem Augenscheine im Widerspruche steht, wie sich dieses ja auch bei dem Verhältnisse der Erde zur Sonne zeigt, welch letztere der Augenschein sich um die Erde bewegen sieht, während sich in Wirklichkeit das Gegenteil vollzieht.

Die Erkenntnis, daß die Materie stets und überall in Bewegung ist, drückt sich in dem philosophischen Satze aus, daß alles Sein nur ein ewiges Werden ist.

Nachdem sich uns heute die Materie in einer unaufhörlichen, allgegenwärtigen Bewegung zeigt, was zwingt, ja was veranlaßt uns nur, anzunehmen, daß dieses jemals anders war, und uns mit der Erklärung eines Problemes abzuquälen, für dessen Vorhandensein gar Nichts, gegen dessen Vorhandensein aber Alles spricht?

Oder ist es vielleicht wahrscheinlicher, daß alle Materie je einmal tot, regungs- und bewegungslos gewesen, gewissermaßen der Tod dem Leben voranging, während der heutige Zustand, wenn er einmal nicht vorhanden war, sich aus seinem Vorgänger gar nicht entwickeln konnte und gerade in dieser Unmöglichkeit den Beweis seiner Ewigkeit in sich trägt?

Die letztere Überzeugung überhebt uns daher eines jeden Bedürfnisses, einem Impulse nachzuforschen, dessen Annahme für uns ein Überfluß ist, und da wir der Annahme eines solchen nicht bedürfen, fällt für uns auch der mächtigste Beweisgrund, den man für die Existenz einer Gottheit bisher aufzubringen vermochte, in sich selbst zusammen und deshalb sind wir Materialisten — auch Atheisten!

* * *

Wir müssen unserer Untersuchung noch einige Bemerkungen anfügen; denn es ist uns ein Gegner in dem Unterhaltungsblatte zum „Bamberger Volksblatt“ erstanden. Derselbe macht es gnädig mit uns; früher wurden Männer mit unseren Ansichten zum Scheiterhaufen geführt; wir erinnern an den am 17. Februar 1600 zu Rom verbrannten Giordano Bruno, dessen Gedächtnis jüngst das gesamte aufgeklärte Italien gefeiert hat; uns will der Herr Gegner nur in das Irrenhaus schicken, freilich eine Maßregel, die wenig Aussicht auf Erfolg bietet, da leider! die heutigen Ärzte selbst in der Mehrzahl der Meinung des ihnen angekündigten Patienten sind.

Wir wollen nun die gegnerischen Widerlegungsversuche Revue passieren lassen; sie geben uns willkommenen Anlaß, dem in ihnen vertretenen Standpunkte gegenüber den un-

serigen für unsere Leser zu vertiefen und zum allgemeinen Verständnisse zu bringen, eine Gelegenheit, für deren Verschaffung wir dem Gegner dankbar die Hand drücken.

Derselbe zitiert uns vor Allem Hettingers Apologie.

Was lesen wir hier?

Daß Herr Doktor Hettinger die auch von uns schon zitierte Behauptung aufstellt, daß die Materie als solche träge sei.

Allein wird diese Behauptung dadurch auch nur im Mindesten wahrscheinlicher, daß sie ein Doktor der römischen Theologie aufstellt?

Wird sie namentlich dann wahrscheinlicher, wenn er sie mit einem Beispiele belegt, aus dem klar hervorgeht, daß er von der ganzen Frage eigentlich gar Nichts versteht?

Sein Beispiel lautet:

„Eine Kugel auf noch so glatter Fläche bleibt liegen, wo sie liegt, wird sie nicht fortgestoßen; ihre rollende Bewegung ist die Wirkung des Stoßes."

Das ist freilich richtig und diese apologetische Beweisführung ist auch geeignet, jeden Bauern von ihrer Richtigkeit zu überzeugen, daher der von uns szt. gebrauchte Ausdruck: Bauernkatholizismus.

Wissenschaftlich betrachtet, geht der Beweisversuch des geistlichen Herrn Professors aber fehl.

An sich übersehen er und sein Nachbeter schon ganz, daß es sich bei der philosophischen Betrachtung der Materie nicht um die gestaltete Materie, sondern um die Materie an sich (unabhängig von der Form) handelt, und andererseits zeugt das Beispiel selbst von einem kolossalen Mißverstande der ganzen Erscheinung.

Freilich bleibt die Kugel liegen, weil sie infolge des Gesetzes der Schwere nicht nach der Seite, sondern nach dem Mittelpunkte der Erde gravitiert, d. h. ihre Bewegung sich dorthin nach dem Gesetze des Falles richtet und sich, wie bereits früher ausgeführt, als Druck auf die vom geistlichen Herrn Professor gedachte Fläche geltend macht.

Die Kugel ist daher in Bewegung.

Was der Herr Professor als Initiativbewegung der Kugel ins Auge faßt, ist nur eine seitliche Ablenkung der

bereits vorhandenen Bewegung und dazu bedarf es allerdings einer materiellen Einwirkung, welche die zentripetale Richtung der Kugel überwindet; ein Geist aber wird das niemals zustande bringen und hier kommen wir auf Aristoteles, den unser Gegner gegen uns zitiert.

Aristoteles sagt: „Die Ursache aller Bewegung ist Gott; denn nichts geht über in Bewegung außer durch ein Wesen, das schon in Bewegung ist, darum unveränderlich, unmateriell, reine Thätigkeit, reiner Geist!“

Alle Achtung vor Aristoteles; aber wie ein reiner Geist, wie Immaterielles Materie sollte in Bewegung setzen, ihr sollte einen Stoß versetzen können, dieses unbegreifliche Problem hat auch Aristoteles nicht zu erklären vermocht; das zu erklären dürfte auch dem Herrn Professor Dr. Hettinger schwer und noch schwerer dem uns gegenüber getretenen Mitarbeiter des „Bamberger Volksblattes“ werden.

Materielle Bewegung kann doch nur von Materiellem mitgeteilt werden!

Den Irrtum des Aristoteles, daß ein Geist materiell wirken könne, abgerechnet, bestätigt dieser Philosoph sogar unsere Behauptung, daß die Bewegung das Ewige ist; denn er sagt, daß nichts in Bewegung übergeht, als durch ein Wesen, das schon in Bewegung ist, und auch der hl. Thomas von Aquin, den man gegen uns aufruft und der, wenn er unserer Ansicht gewesen sein würde, kaum der heilige Thomas wäre, sagt: dasjenige, was das Erste ist, kann keineswegs Etwas sein, was nicht wirklich in Bewegung ist.

Der Unterschied zwischen diesen beiden Autoritäten und uns Atheisten ist nur, daß wir sagen: das, was ewig in Bewegung ist, ist dasjenige, was wir auch jetzt in steter Bewegung sehen, nämlich die Materie, und nicht etwas, was gar keiner Bewegung fähig wäre, selbst wenn es existierte, nämlich ein Geist, an dem ja gar nichts vorhanden ist, was sich bewegen und deshalb Bewegung mitteilen könnte!

Die Ewigkeit des Weltstoffs.

Eine freundliche Leserin, die unseren Abhandlungen Interesse schenkt, fragt uns: Ist denn die Materie wirklich ewig? und meint, die Behauptung, daß sie auch von je in Bewegung gewesen, setze doch vor Allem den Beweis voraus, daß sie von je vorhanden gewesen sei.

Wir bleiben auch hierauf die Antwort nicht schuldig.

Wir werden uns natürlich nicht in der Widerlegung des Gemeinplatzes versuchen, daß Alles einmal einen Anfang gehabt haben müsse; denn diesen Gemeinplatz widerlegt sich Jeder, der ihn vorbringt, sofort selbst, weil, wenn derselbe richtig wäre, sein Gott, der Alles geschaffen haben soll, dann ja auch einen Anfang gehabt haben müßte, was er aber sicher mit aller Energie widerspricht.

Wir fragen statt aller gelehrter Untersuchungen den gesunden Menschenverstand:

Was ist wahrscheinlicher, daß von jeher Etwas war, oder daß aus Nichts Etwas geworden ist?

Offenbar das Erstere und dennoch glaubt man gerade das Letztere am liebsten.

Diese Erscheinung hat ihren Grund in der unvollkommenen Auffassung des Wesens der Zeit, welche uns unfähig macht, uns mit unserem Denken außer die Zeit zu stellen.

Was ist denn die Zeit eigentlich?

Nichts als ein Messungsprodukt, gezogen aus der Vergleichung der Geschwindigkeit, mit welcher sich die Flucht der Erscheinungen vor unseren Augen abspielt, mit dem seit Jahrtausenden sich regelmäßig abwickelnden Prozesse des Umlaufs der Erde um die Sonne.

Sekunden, Minuten, Stunden, Wochen, Monate und Jahre, sie sind nichts als die stereotypen Vergleichungs-

punkte für die Bewegungsgeschwindigkeit aller Materie, ebenso wie die Grade des Thermometers die Wärme messen, in der wir leben.

Wenn einmal kein menschliches Wesen mehr diese Vergleichung vornimmt, dann giebt es keine Zeit mehr.

Giebt es aber darum keine Materie mehr?

Ist die Bewegung derselben, war ihr Dasein vorher oder ist dasselbe nachher an die Thatsache gebunden, daß ein menschliches Wesen die Raschheit, mit der sie hier die eine Form überwindet- und dort in die andere übertritt, nach willkürlich gewählten Einheiten abmißt und sich zu Begriffe bringt?

Keine menschliche Vernunft wird das behaupten wollen.

Darum ist die Materie von der Zeit völlig unabhängig.

Näher rückt uns daher mit dieser Betrachtung das Wesen der Ewigkeit, und wir befreunden uns mit dem Gedanken, den man so weit von sich gewiesen, den man verfolgt und geächtet sieht, nämlich mit dem einzig vernunftgemäßen Gedanken, der den menschlichen Geist von allen seinen Zweifeln und aller Gespensterfurcht erlöst, mit dem Gedanken, daß die Form der Materie zwar vergänglich, diese selbst aber das Ewige ist.

Man hat von Seite der Materialisten als Beweis für die Ewigkeit der Materie deren Unvernichtbarkeit hervorgehoben; wir haben uns deshalb die Frage vorgelegt: „Ist die Unvernichtbarkeit der Materie ein absoluter Gegenbeweis gegen die Existenz eines persönlichen Gottes?“ und wir haben sie uns verneint. Denn wenn ein Gott die Materie erschuf, so ist es klar, daß der Mensch wohl in beschränktem Maße deren Form beherrschen, nicht aber sie oder auch nur den geringsten Teil von ihr vernichten kann — das wäre ja wieder ein Schöpfungsakt, nur in umgekehrter Richtung — aus dem Etwas ins — Nichts.

Wir sehen ab davon, daß „Nichts“ ein undenkbarer Begriff ist, und verfolgen die Frage nach der Entstehung der Materie weiter. Wenn sie Gott erschaffen hat, so konnte er sie natürlich nur aus Nichts erschaffen — denn wenn keine Materie vorhanden war, was gab es sonst? Wenn sie Gott aber erschaffen hat, **warum** erschuf er sie? Sollen wir vielleicht annehmen, daß dieses zu seiner Kurzweil oder um seinem Dasein Zweck und Bethätigung zu

geben, geschehen sei? Wenn dieses Bedürfnis jemals bei Gott bestand, so hat es von je bestanden und auch von je seine Befriedigung gefunden; wie Gott Sohn nicht jünger als Gott Vater, kann daher auch die Schöpfung nicht jünger als der Schöpfer sein; denn Niemand wird annehmen, daß Gott in seiner Ewigkeit einmal einen Augenblick gehabt habe, in dem er sich gelangweilt oder, erst zum Bewußtsein seiner sonstigen Zwecklosigkeit gelangt, den Entschluß gefaßt hätte, die Materie zu erschaffen.

Eine nähere Untersuchung der ganzen Schöpfungstheorie führt daher in unvermeidlichem Zirkel merkwürdigerweise sogar selbst wieder auf die Ewigkeit der Materie zurück.

Diese ganze Idee einer Schöpfung der Materie ist anthropomorphen Ursprungs, d. h. nichts als die Übertragung menschlicher Beziehungen auf die Verhältnisse des Universums.

Die Gleichnisse, mit denen die Notwendigkeit eines Schöpfers bewiesen oder doch mundgerecht gemacht werden will, beweisen dieses. Man sagt uns: „Hat diese Uhr sich selbst gemacht, mußte nicht die kunstreiche Hand eines Uhrmachers vorhanden sein, die sie in die Erscheinung rief? Hat nicht jedes Gebäude einen Baumeister, nicht den Architekten nötig, der den Plan entwirft? Und die Welt, die so wunderbar eingerichtet ist, sollte keinen haben, sondern von sich selbst entstanden sein?“ Weil der Mensch ein Künstler in der Natur ist, sucht er den Künstler auch hinter der Natur; weil er, wenn er seine Zwecke in die Materie legen will, dieselbe bearbeiten und dasjenige, was er für sich zweckgemäß haben will, erst durch Formbildung aus dem natürlichen Bestande der Materie hervorbringen muß, deßhalb glaubt er, müsse auch das Universum einen Baumeister haben, der seinen Plan entworfen, ihm seine Zweckmäßigkeit gegeben habe.

Hier kommen wir auf die Teleologie (*telos* gleich Ziel, Zweck).

Sie ist die beste Schildhalterin der Theologie. Ihr sei das nächste Kapitel geweiht.

Die Zweckmäßigkeit der Welt.

Ist dasjenige, was uns in der Welt als zweckmäßig erscheint, das Werk eines vorherbestehenden, vorherbestimmenden oder die Erscheinung begleitenden Gedankens?

Wir verneinen diese Frage.

Wenn sich eine Erklärung finden läßt, wie sich aus dem „sinnlosen Walten“ der Naturkräfte dasjenige von selbst ergiebt, was uns auf der Welt den Eindruck des Zweckmäßigen macht, dann ist für uns die logische Nötigung und damit auch die Veranlassung genommen, der Welt ein intelligentes, diese Zweckmäßigkeit vermittelndes Wesen vor- oder nebenzusetzen.

Was uns veranlaßt, die Materie als von je in Bewegung befindlich anzunehmen, haben wir bereits in dem ersten Kapitel der „Subtilen Fragen“ anzudeuten versucht.

Daß diese Bewegung, auch wenn sie kein Wille leitet, nicht wirkungslos sein kann, ist klar; uns scheint aber, daß gerade, wenn der Materie kein Wille, keine Vernunft ihre Bewegung eingiebt und solche dirigiert, die Wirkung der Bewegung immer die gleiche sein muß, so oft sich die nämlichen Verhältnisse begegnen; würde jemals eine Abweichung zu konstatieren sein, so würde dieses das Vorhandensein eines Willens beweisen, welcher bestimmt, daß nun einmal die Wirkung eine andere sein solle, als sie bei gleichgelagerten Verhältnissen bisher der Fall war.

Diese Erkenntnis hat auch von jeher die Religionen dahin geführt, göttliche Existenzen durch Wunder, d. h. durch Erzählungen beweisen zu wollen, in denen der natürliche Gang der Dinge aufgehoben, die Wirkung der Naturgesetze suspendiert war.

Wenn Christus auf den empörten Wogen des Meeres einherschritt, kann das nur der Eingriff eines göttlichen, über der Materie stehenden Willens gewesen sein; denn ohne

einen solchen Willen hätte Christus nach dem spezifischen Gewichte seines Körpers untergehen oder, um sich zu retten, schwimmen müssen.

Darum werden auch von den Frommen diejenigen, welche die Wunder läugnen, nicht ohne Grund mit dem Verdachte, als seien sie auch Gotteslängner, angesehen.

Aus dem Umstande, daß kein Bewußtsein und keine über der Materie stehende Vernunft deren Bewegungen leitet, ergiebt es sich auch, daß es keinen letzten Erklärungsgrund der Erscheinungen, keinen Vernunftgrund des Seins giebt, derselbe also stets vergeblich gesucht wird; „es ist so, weil es so ist", das ist das scheinbar triviale Ende, aber allein richtige Resultat aller Philosophie.

Und wahrlich! sinnlos ist das Walten der von keiner Vernunft beherrschten Naturkräfte!

Oder ist es kein sinnloses Walten, wenn hier der Blitz in eine Wasserfläche trifft, dort ein hochorganisiertes Tier erschlägt, hier in einen Tempel der Kunst schlägt, wo er deren Schätze vernichtet, wenn hier Vulkane ganze blühende Landschaften mit ihren Städten verschütten, Erdbeben sie verschlingen, Überschwemmungen Tausende von Menschen- und Tierleben vernichten, draußen im Universum Himmelskörper auf einanderstoßen, daß sie aufflammen und vergehen?

Und bei all diesem sinnlosen Walten liegt doch in der Thatsache, daß dieselben Naturkräfte bei gleichen Bedingungen stets gleichmäßig wirken, eine wie oben gezeigt gerade durch die Vernunftlosigkeit der Materie verursachte Regel, welche (als Ausnahme vom Sprichworte) keine Ausnahme kennt. Diese Regel bildet den konservativen Zug der Elemente, welcher die Grundlage alles Bestehens bildet und allein die Möglichkeit verhältnismäßig dauernder Typen vermittelt.

Während die stete Bewegung, in der sich die Materie befindet, unausgesetzt die Veränderung der Erscheinungen verursacht, daher einen ebenso unausgesetzten Angriff auf alle in ihr sich bildenden Formen und Gestaltungen darstellt, begründet sich durch sie der Kampf ums Dasein, der nicht nur auf der Erde tobt, sondern den auch diese selbst, alle Weltkörper und Alles, was sich auf denselben

befindet, überhaupt Alles, was Form und Gestalt hat, durchmacht.

In diesem Kampfe ums Dasein gehen die einen Formen und Gebilde unter, die anderen erhalten sich, da jede Form wieder dem Untergange geweiht ist, wenigstens länger als die anderen.

Dieses Untergehen beweist allein schon, daß die Welt nicht nach Zweckmäßigkeitsgründen sich aufbaut; denn sonst müßte Alles zweckmäßig sein und sich erhalten.

Wie es aber kömmt, daß dasjenige, was bei diesem Kampfe ums Dasein seine Konkurrenzen überdauert, auf uns den Eindruck eines planmäßig geordneten Haushaltes macht, sagt uns am schönsten Du Prel in seinem Werke „Der Kampf ums Dasein am Himmel", in welchem er die Wahrheit unseres oben aufgestellten Satzes, daß auch den Himmelskörpern ihr Dasein durch ihre gegenseitige Konkurrenz im Raume streitig gemacht wird, des Näheren ausführt wie folgt:

„Denken wir uns folgenden Fall: Es habe ein in der Kunst des Ballets ganz und gar Unwissender auf weiter Ebene eine große Anzahl von Tänzerinnen ohne irgend welche bestimmte Anordnung aufgestellt; jeder einzelnen Tänzerin sei von unserem Manne eine andere Figur zu tanzen aufgegeben worden und zwar ohne alle Absicht einer gegenseitigen Harmonie derselben und ohne sich irgend wie um die aus den Verschlingungen der Figuren ergebenden Kollisionen der Tanzenden zu bekümmern. Beim Anheben des allgemeinen Tanzes würden nun, unter der Voraussetzung des Verbots, sich gegenseitig auszuweichen, zahlreiche Kollisionen eintreten. Angenommen nun, es sei den Tänzerinnen der Befehl erteilt worden, in jedem Kollisionsfalle auszutreten, so würden in Bälde, indem zahlreiche Mädchen den Reigen verließen, alle unharmonischen Tanzfiguren eliminiert sein und in indirekter Auslese würden nur solche Tänzerinnen übrig bleiben, welche, ohne sich noch gegenseitig zu stören, ihre Bewegungen fortsetzen können. Das Gleiche aber würde eintreten, wenn statt des Befehles, auszutreten, die Kollidierenden angewiesen wären, ihre Bewegungen vom Kollisionspunkte aus gemeinschaftlich fortzusetzen; auch dann würden schließlich nur wenige Gruppen von Tänzerinnen übrig bleiben.

„Käme nun ein in den vorangegangenen Prozeß nicht eingeweihter Zuschauer heran, so würde er beim Anblicke dieses Reigens kaum umhin können, unseren Mann, der sich wohl selbst wundert, wie sich Alles so hübsch gemacht hat, für einen gewiegten Balletmeister zu halten und ihm das größte Lob für die kunstvolle Anordnung des Tanzes zu erteilen.

„Es scheint mir, daß wir Menschen in bezug auf den Reigen der Gestirne durchaus jenen zu spät gekommenen Zuschauern gleichen. Wir leben in dem Wahne, die Harmonie der Bahnen sei für die Gestirne vorgezeichnet, während sie doch nur durch die Gestirne selbst herbeigeführt worden ist, ganz wie der erwähnte Reigen nicht für die Tänzerinnen erdacht, sondern von diesen selbst erzielt wurde."

Und wer die Laplace'sche Theorie von der Entstehung unseres Planetensystems kennt, und wer weiß, daß in anderen Gegenden des Himmelsraumes noch jetzt dieser vorläufig ungeordnete Tanz der Materie stattfindet, ja, daß selbst in unserem so geordnet erscheinenden Planetensysteme fortwährend so und so viele Himmelskörper (Meteore) in die größeren Glieder desselben hineinfallen, sich also in ihren Bahnen mit denselben kreuzen, wird dem geistvollen, viel angefochtenem Du Prel Recht geben, wobei uns noch zu bemerken gestattet sei, daß auch diese in unserem Planetensystem sich hergestellt habende, verhältnismäßige Harmonie nicht ewig fortdauert, sondern in freilich noch unabsehbarer Zeit kosmischen Katastrophen wieder zum Opfer fällt, in denen mit unserer Erde auch Alles, was Menschengeist und Menschenkunst geschaffen, zugrunde und auf ewig verloren gehen wird.

Auch auf unserem Erdballe erscheint durchaus nicht Alles so zweckmäßig, als uns die Prediger dieser Lehre glauben machen möchten.

Totgeborene Kinder, Frühgeburten, Mißgestalten, Idioten u. s. w. sind Erscheinungen, deren Zweckmäßigkeit auch der Gläubige nicht zu ergründen vermag; er tröstet sich hierüber mit dem „unerforschlichen Ratschlusse Gottes" und verzichtet auf weiteres Nachdenken; dem unbefangenen Beobachter drängen sich solche Erscheinungen aber als die Resultate einer Naturthätigkeit auf, welche sich unter widrigen Verhältnissen entwickelt hat und deshalb nicht zu jener

Ausgestaltung gelangen konnte, zu der sie bei dem Obwalten anderer Verhältnisse gelangt wäre und gelangen hätte müssen. Ihm ist es daher sofort klar, daß dasjenige, was man uns als die verkörperte Absicht eines höheren Wesens darstellt, nur der Zufall der zusammentreffenden Bedingungen ist, unter denen allein sich der Verlauf vollzieht, der von uns als der normale bezeichnet wird.

Wo aber die Lehre von der Zweckmäßigkeit zuzutreffen scheint, beruht sie auf einem Trugschlusse. Die Sonne sendet ihr Licht und ihre Wärme nicht deshalb auf die Erde herab, damit sich auf dieser das Leben entwickle, sondern das Leben entwickelt sich auf der Erde, weil sie das Licht und die Wärme der Sonne trifft; der Mensch hat nicht das Gehirn, damit er denkt, sondern er kam zum Denken, weil er ein Gehirn hat!

Wie es nun kömmt, daß sich uns so Vieles auf Erden als zweckmäßig darstellt, das klärt sich auf durch den uns von Darwin zur Erkenntnis gebrachten, schon oben berührten Kampf ums Dasein.

Alles, was nicht fähig ist, den Verhältnissen seiner Umgebung, als Klima, natürlichen Feinden u. s. w. Stand zu halten, geht zu Grunde; nur was einen Vorzug besitzt, der ihm die Fähigkeit verleiht, dem Eindringen dieser Verhältnisse auf seine Existenz Widerstand zu leisten oder denselben zu entgehen, bleibt übrig und setzt sich in seiner Nachkommenschaft, soweit es dieser seinen Vorzug vererbt, fort. Es ist dieses in Kürze die von Darwin so genannte „natürliche Zuchtwahl".

Nachdem nun dasjenige, was den Verhältnissen nicht Widerstand leisten kann, ausgeschieden ist, das denselben Widerstehende sich aber erhält und deshalb nachkömmlich vererbt, erscheint das schließlich Überbleibende allerdings dem zu spät gekommenen Zuschauer, wie dieses Du Prel von der Harmonie der Sphären sagt, auch auf Erden wunderbar zweckmäßig.

Ein Beispiel, ein zur Größe der Aufgabe unendlich kleines, aber durch seine Einfachheit sprechendes Beispiel möge das erhärten: Es giebt Tiere, welche mit der Farbe ihrer Umgebung übereinstimmen und dadurch leichter den Verfolgungen ihrer Feinde entgehen; sie sind die Nach-

kommen derer, welche ihre andersfarbigen, durch letztere Eigenschaft den Feinden zum Opfer gefallenen Artgenossen überdauerten und ihren Nachkommen ihren Vorzug vererbten.

Es ist natürlich nicht möglich, das, was hier nur in großen Zügen angedeutet ist, des Näheren auszuführen und ins Detail mit Beispielen zu belegen; es ist auch unmöglich, jeder Erscheinung von heute ihre Geschichte auch in dieser Beziehung zu schreiben; allein es genügt, die Methode gefunden, und der Aufgabe unseres Schriftchens genügt es, wie schon die Vorrede es ausspricht, dem Leser die Anregung gegeben zu haben, in welcher Richtung er seine Belehrung und die Wahrheit zu suchen hat.

Das Denken.

Uns Materialisten wird häufig die Thatsache, daß der Mensch denkt, als Beweis gegen unsere Lehre entgegengehalten.

Aber alle Untersuchungen weisen darauf hin, daß das Denken Nichts als ein körperlicher Akt, ein materieller Prozeß und daß es nur eine Selbsttäuschung ist, wenn man eine neben oder über der Materie stehende Kraft oder Wesenheit annimmt, welche, Geist genannt und für den einzelnen Menschen selbst wieder individualisiert, das Denken leitet, beherrscht oder vollzieht; diese Selbsttäuschung ist ähnlich anderen Täuschungen, denen der Mensch unterliegt, z. B. derjenigen, welche die Kraft als etwas Selbständiges vom Stoffe trennt (Geschöpfe der „Abstraktion“ nennt man solche Chimären).

Das Organ, dessen Thätigkeit Denken ist, ist das Gehirn.

Wem es nun unbegreiflich dünkt, wie ein so subtiler Prozeß durch die bloße Mechanik der das Gehirn bildenden

Materie bewirkt werden solle, der erinnert sich oder weiß nicht, daß die Materie immer noch eine Teilung des kleinsten ihrer Teile gestattet, also einer Teilung ins Unendliche fähig, daher in der Lage ist, mit so feinen Hülfsmitteln zu arbeiten, daß diese und demgemäß die durch dieselben und in denselben sich vollziehenden Prozesse auch dem Mikroskope sich entziehen, so daß es hinter jener zweiten Welt des Kleinen noch eine Welt des Allerkleinsten giebt, in deren Treiben zu blicken die Waffen unseres Auges bis jetzt nicht gestatten.

Das ist der Grund, warum, wie eine ganze Reihe, wie eigentlich alle physiologischen Prozesse, ebenso auch der Prozeß des Denkens unserer unmittelbaren Beobachtung sich entzogen hat und entzieht.

Daß aber eine so verfeinerte Materie, als welche wir uns das Gehirn zu denken haben, auch inderthat so verfeinerte Dienste leisten kann, als es leistet, darauf weist uns schon der Umstand hin, daß ja über die Qualität seiner Arbeit hauptsächlich die Feinheit seiner Struktur entscheidet.

Wir haben bereits in unserer Arbeit „Zur Entstehung des Menschengeschlechtes“ angedeutet, wie der Mensch zur Sprache kam und wie er durch sie über dasjenige, was wir im Tiere als Instinkt bezeichnen, zu dem emporgehoben wurde, was wir Geist, Seele, Vernunft nennen.

Auch die Tiere denken, ohne daß man ihnen Geist zugesteht; ihr Gehirn verrichtet daher an sich dieselbe Thätigkeit wie das des Menschen; nur verrichtet das letztere seine Thätigkeit in weit besserer, intensiverer Weise, und warum?

Weil der Mensch infolge der Sprache dazu gekommen ist, sein Organ des Denkens, das Gehirn, stärker zu gebrauchen, als die Tiere, welcher stärkere Gebrauch wie bei allen Organen, die man übt, dessen Vervollkommnung nach sich zog.

Diese Vervollkommnung blieb keine individuelle, sondern vererbte sich in langjähriger Fortsetzung, wurde habituell und erhöhte deshalb schon von Hause aus die Denkfähigkeit der späteren Generationen.

Wir sehen diesen Entwickelungsgang auch bei anderen Organen in der tierischen Welt, sowohl in der aufsteigenden Richtung, als in der absteigenden, der der Verkümmerung.

Auf dieser Thatsache beruht ja imgrunde die Entstehung und Abänderungsfähigkeit der Arten.

Deshalb war das Gehirn der den frühesten Perioden angehörigen Menschen durchaus nicht in dem Grade entwickelt, in dem es die unseren sind, und mit dieser mangelnden Entwickelung, mit dieser untersten Stufe hielt und mußte auch ihre Denkfähigkeit, ihr sogenannter Geist gleichen Schritt halten.

Dagegen wird das Durchschnittsgehirn der kommenden Generationen wieder das unsere in der Entwickelung und damit an Leistungsfähigkeit übertreffen; auf dieser sicheren verbürgenden Grundlage beruht das allseitig verkündigte, mit übernatürlichem Beiwerke ausstaffierte Gesetz des menschlichen Fortschritts.

Der in Vorträgen und Versammlungen so oft emphatisch hervorgehobene „Glaube an den unaufhaltsamen Fortschritt der Menschheit“ ist daher bei uns kein Glaube, sondern fundiertes Wissen.

Unter den Menschen selbst so wenig als unter den Tieren ist die Funktion des Gehirns bei allen Individuen gleich, es giebt unter den Tieren solche, welche klüger sind als ihresgleichen; es ist dieses auch unter den Menschen der Fall. Es liegt das in der vorzüglicheren Beschaffenheit ihres Organs; auch das Kind muß dieses sein Organ erst üben, erst denken lernen, wobei ihm die ererbte feinere Struktur seines Gehirns außerordentlich zustatten kommt. Gäbe es einen sogenannten Geist, der als neben oder über der Materie stehende Kraft oder Wesenheit beim Denken thätig wäre, dessen Inhalt bilden oder bestimmen würde, so könnte von dem Allem keine Rede sein.

Allein ruft man uns entgegen: „Das Denken hat seine Gesetze“.

Allerdings, insofern nämlich jedes normale Gehirn, weil es im großen und ganzen ebenso beschaffen ist, wie die anderen, auch in gleicher Weise wie diese funktionieren muß; so hat auch der gesunde Magen seine Gesetze der Verdauung, überhaupt jedes normale Organ die Gesetze seiner Thätigkeit.

Aber sofort sehen wir, daß diese Denkgesetze nicht mehr thätig sind, sobald das Organ des Denkens krank ist;

denn dann weicht seine Thärigkeit von der der normalen Gehirne ab, was dann Irrsinn, Wahnsinn, Narrheit heißt.

Das Volk nennt solche Leute mit krankem Gehirne geisteskrank.

Kann aber ein Geist krank sein?

Was ist überhaupt Krankheit?

Krank kann nur etwas sein, was zusammengesetzt ist und in dem Zusammenwirken seiner Teile Bedingung und Norm seines Daseins hat.

Sobald nun ein Teil oder mehrere dieses Zusammenwirken mit den übrigen versagen, was selbstverständlich nur Folge ihrer Veränderung sein kann, ist der Zustand des Krankseins gegeben, welcher möglicherweise zur vollständigen Disharmonie und dadurch zur Auflösung des Ganzen, d. h. zum Tode führt. Hiernach beschränkt sich die Möglichkeit des Krankseins auf Lebendes, auf Organismen. Ein „Geist“ ist aber weder ein Organismus, noch kann er Teil eines solchen, überhaupt „Teil“ sein, denn teilen läßt sich nur Stoffliches, Stoffliches läßt sich auch nur individualisieren, weshalb von Geist in der Mehrzahl zu sprechen, überhaupt ein Unding ist.

Was wir Geisteskrankheit nennen, ist daher eine Krankheit des menschlichen Gehirnes. Darum muß sich auch, wenn ein „Geisteskranker“ stirbt, in seinem Gehirne irgend eine pathologische Veränderung finden, und wenn man dieselbe bis jetzt nicht in allen Fällen gefunden hat, so hat dieses seine einfache Ursache darin, daß wir das Gehirn eben wegen der außerordentlichen Feinheit seiner Struktur und der Kompliziertheit seiner Windungen noch lange nicht in allen seinen Teilen kennen lernen konnten.

Allein soweit uns dieses gelang, soweit es uns gelang, in die Geheimnisse dieses Organes einzudringen, was durch die Rücksicht auf die Erhaltung des Lebens zu Lebzeiten seines Trägers seine natürlichen Schranken hat, bestätigen die Erfahrungen unsere These, daß das Denken nur ein körperlicher Akt, alle sogenannten geistigen und seelischen Thätigkeiten nichts als materielle Prozesse seien.

Man hat hierin seine Beobachtungen an Tieren und Menschen gemacht. „Wir können“, sagt Karl Vogt, „Tauben Stück für Stück die geistigen Funktionen ab-

schneiden, indem wir Stück für Stück das Gehirn abtragen, ohne sie dadurch zu töten, indem die materiellen Funktionen, deren Sitz tiefer im Gehirne liegt, vollkommen erhalten bleiben." Ein bloßer Druck auf das Gehirn kann die gesamte Thätigkeit desselben suspendieren, welche mit der Beseitigung des Druckes sofort wieder auflebt; und die neueste Erscheinung auf dem Gebiete der „Geistes- und Seelenkräfte", der Hypnotismus, zeigt uns sogar die vollständige Konfiskation unseres „freien Willens" durch die Einwirkung eines Dritten. Wenn wir nun sehen, daß dasjenige, was wir Geist nennen, sofort zu funktionieren aufhört, sobald wir betäubt, oder wie der Volksmund sagt, einmal „dumm" geschlagen worden sind, und seine Funktion erst wieder aufnimmt, wenn sich unser Organ von dem empfangenen Schlage erholt hat, ist es denn doch eine starke Zumutung für uns, zu glauben, daß sich, wenn der stärkere Schlag unser Organ vernichtet, dasselbe sich also nicht mehr erholt, diese Funktionen außerhalb des Organes und noch dazu in höherem, verklärterem Maße fortsetzen und nicht, wie es die Logik erfordern würde, mit dem Tode des Organes aufhören sollen. Es ist diese Annahme, daß der Geist des Menschen nach dem Tode fortlebe, die Annahme eines Denkens, eines Gedächtnisses, eines Wünschens, eines Freuens und Leidens ohne Gehirn, ohne Nerven ungefähr so, als wenn man die Funktion der Riechorgane sich von diesen getrennt personifiziert denken und glauben wollte, daß sich der Geruch der Menschen nach dem Tode ohne Nase fortsetzen sollte und könnte.

Das Alles ist unmöglich. Der ganze Inhalt unseres Denkens beruht auf den Eindrücken unserer Sinne; diese enden mit dem Tode; giebt es einen Menschengeist, d. h. eine neben oder über der Materie stehende Wesenheit oder Kraft, so wäre dieselbe nach dem Tode vollständig beschäftigungslos, ja, im höchsten Grade stumpfsinnig; denn womit sollte sie mit der sinnlichen Welt, aus der sie allein Stoff und Anregung ihrer Bethätigung schöpfen könnte, in Verbindung stehen, wenn ihr alle Organe fehlen, welche dieses Geschäft der Zu- und Abfuhr bisher besorgten?

Die Theologie weiß auch hiefür Rat.

Sie sagt: Ja, gerade das war eben, so lange der Geist, die Seele des Menschen an den Körper gebunden

war, die Beschränkung, daß ihre Bethätigung und der Inhalt ihres Lebens von diesen sinnlichen Organen abhängig und sie, soweit ihr auf dem Wege der Offenbarung durch göttliche Gnade nicht Anderes gestattet war, von dem übernatürlichen Leben ausgeschlossen war.

In dieses geht sie nach dem Tode des Körpers ein und bedarf deshalb der sinnlichen Hilfsmittel, mit denen sie an das sinnliche Leben gebunden war, nicht mehr.

Mit dem gleichen Rechte müßte man dieses auch von den Tierseelen behaupten; denn diese wären, wie sich aus unseren Untersuchungen bereits ergeben hat und noch klarer ergeben wird, nicht im Entferntesten anders veranlagt, als die Seele des Menschen; inderthat sind viele Religionen so konsequent, an diesem übernatürlichen Leben, d. h. an dem Leben nach dem Tode auch die Seelen der Tiere teilnehmen zu lassen.

Aber fragen wir uns: kann sich der Mensch ein übernatürliches Leben nach dem Tode vorstellen? Sobald er sich ein solches vorzustellen versucht, fällt er immer in das sinnliche Leben zurück oder vielmehr er bleibt, da er sich nie zu einem Gedanken außerhalb seiner sinnlichen Welt erheben kann, stets mit seinen Bildern, mit seiner Fantasie innerhalb derselben haften; er mag diese Bilder noch so ausschweifend gestalten, sie ins Ungemessene vergrößern, ihnen die herrlichste Vollendung geben — sie sind immer und können nur sein Produkte seiner sinnlichen Erfahrung — denn keine Vorstellung lebt in seinem Gehirne, sie sei denn eingezogen in dasselbe „durch das Thor der Sinne". So kann er sich seinen Himmel nur aufbauen mit Bausteinen, welche ihm die Erde geliefert hat; sein übersinnliches Leben, das er sich konstruiert, ist daher nichts, als die verschönerte Fortsetzung seines jetzigen, sinnlichen Daseins.

Das Glück, das er sich auf Erden wünscht, das soll ihm in höchstem Maße werden im Himmel — was er hier geliebt, das will er dort oben wiederfinden, ohne Trennung, zu einem ewigen Wiedersehen. Der Himmel ist ihm die Erfüllung seiner irdischen Wünsche! Das beweisen uns die Vorstellungen, welche sich die Völker aller Zeiten von ihrem Leben nach dem Tode machten. Und das wird auch durch die Vorstellung nicht Lügen gestraft, welche die so-

genannten reingeistigen Religionen von einer auf die ewige Anschauung Gottes sich gründenden ewigen Glückseligkeit propagieren — denn in dieser Anschauung Gottes soll ja ein gleichfalls hienieden vorhandenes Bedürfnis des Menschen, sein Durst nach Wissen und Erkennen sein volles Genüge finden.

Wir stehen also auch mit unserem Himmel auf der — Erde!

Dieser Himmel hat indeß einen Fehler, den, daß er zu spät kommt, nämlich erst dann, wenn wir tot sind.

Der Glaube bietet uns die Erfüllung unserer Wünsche, wenn wir keine Wünsche mehr haben, bietet uns höchste Freuden dar, wenn wir kein Empfinden mehr haben, um sie zu genießen!

Den Gläubigen geht es mit ihrem Himmel, wie den deutschen Dichtern, die man erst Hungers sterben ließ, um sie dann in Denkmälern zu feiern.

Herwegh hat diese Seite des Glaubens in einem herrlichen Gedichte berührt, und da die Lektüre unserer Freiheitsdichter in unserer jüngeren Generation immer seltener wird, können wir uns nicht versagen, mit dem Abdrucke dieses Gedichtes zu schließen:

Du wirst ein schöner Leben schauen,
Und ewig, ewig bleibt es Dein;
Man wird Dir goldne Schlösser bauen,
Nur — mußt Du erst gestorben sein!

Du wirst bis zu den Sternen dringen,
Und stellen Dich in ihre Reih'n,
Von Welten Dich zu Welten schwingen,
Nur — mußt Du erst gestorben sein.

Du wirst, ein freier Brutus, wallen
Mit Brutussen noch im Verein,
All' Deine Ketten werden fallen,
Nur mußt Du erst — gestorben sein.

Wenn Sünder in der Hölle braten,
So gehest Du zum Himmel ein;
Du wirst geküßt und nicht verraten,
Nur — mußt Du erst gestorben sein — —.

Ob ihm der Ost die Segel blähe,
Was hilft's dem morschen, lecken Kahn?
Was hilft dem Vogel die Sonnennähe,
Den tot der Adler trägt hinan?

Gedächtnis, Gewissen, Gewußtsein.

Allein repliziert man uns: Der Mensch hat zwei wichtige Potenzen, welche sich nicht materialistisch erklären lassen, eine geistige und eine moralische: die eine ist das Gedächtnis, die andere das Gewissen.

Wir stehen nicht an, zu bekennen, daß die Funktionen des Gehirns, welche wir als Gedächtnis, als Erinnerung bezeichnen, von uns nicht beschrieben werden, daß wir den Prozeß nicht schildern können, der im Gehirne in einem gegebenen Momente Eindrücke zur Wiederholung bringt, deren erste Ursachen nicht mehr präsent sind.

Woran das liegt, haben wir im vorigen Kapitel Seite 55 angedeutet: es liegt an unserer höchst unvollkommenen Kenntnis des Gehirnes überhaupt. Geheimnisse sind aber, wie Goethe sagt, noch keine Wunder und deshalb ist auch der Umstand, daß unsere Kenntnisse noch nicht hinreichen, durch Aufzeigung und Zerlegung des Prozesses das Resultat zu erklären, noch kein Grund, unsere Zuflucht zu Hypothesen zu nehmen, die außerhalb des natürlichen Zusammenhanges der Dinge liegen. Hat ja eine mit besseren Hilfsmitteln ausgestattete Wissenschaft schon den natürlichen Zusammenhang von so Vielem aufgeklärt, was sich die Vorfahren nur durch den Glauben an die Wirksamkeit außersinnlicher Kräfte erklären zu können glaubten!

Trotz des in unserer Frage noch rückständigen Standes der heutigen Wissenschaft ist dieselbe doch bereits in der Lage, für die Erklärung des Gedächtnisses auf sinnlicher Grundlage ganz brauchbare Hypothesen zu schaffen.

Wenn dieselben, um als wissenschaftliche Wahrheiten gelten zu können, sowohl noch der näheren Bestätigung als des Hinzutrittes weiterer Aufklärungen bedürfen, so zeigen sie uns immerhin, daß uns auch hierin der Weg natürlicher Erklärung nicht absolut verschlossen ist.

Als eine solche Hypothese bezeichnen wir die Annahme, daß die einzelne Nervenzelle der menschlichen Hirnrinde, deren Zahl A. Bain auf 1200 Millionen, Andere noch höher schätzen, durch den Rapport, in dem sie mittelst ihres Nerves mit der Außenwelt steht, einen Eindruck, d. h. eine Veränderung erfährt, welche, sobald und so oft sie in eine neue Schwingung gerät, wirksam wird und deshalb als Erinnerung erscheint.

Die Zahl der Nervenzellen reicht auch bei dem reichsten Menschenleben hin, um für alle Eindrücke, Vorstellungen und Ideen, die ja in letzter Instanz, weil von Außen eingetreten, auch nur Gegenstände der Erinnerung sind, eine Zelle bereit zu sehen.

Unter Voranstellung der obigen Hypothese sagt Möbius: „Jede Nervenzelle steht durch ihre Fortsätze mit zu- und abführenden Nervenfasern, mit zahlreichen anderen Nervenzellen in Verbindung. Der Erregungsvorgang kann sich also von den zuerst erregten Zellen auf andere fortpflanzen, auch auf solche, in welchen schon ähnliche Erregungsvorgänge stattgefunden haben. Diese werden wie gleichgestimmte Stimmgabeln anklingen: es wird die Erinnerung früher gesehener Gegenstände auftauchen."

Louis Büchner sagt in seinen physiologischen Bildern, daß das Gedächtnis eine Schwingung der Gehirnzellen sei, die mit einer früheren identisch ist.

Zwar erklärt die hier mitgeteilte Hypothese in der Formulierung, auf welche wir bislang noch beschränkt sind, noch nicht ausreichend dasjenige, was man unter Ideenassoziation versteht; allein eine Reihe von Erscheinungen bestätiget die Richtigkeit ihres Grundgedankens.

Nur aus ihr läßt es sich erklären, daß die Erinnerung und ihre Nachhaltigkeit von der Stärke des Eindrucks, sei es des einmaligen oder des durch Wiederholung (namentlich Memorieren) verstärkten abhängt; aus ihr erklärt es sich ferner, daß in höherem Alter, wenn das Gehirn schon mehr oder weniger abgelebt ist und daher die Gehirnzellen für Eindrücke nicht mehr so empfänglich sind, die Erinnerung an neu erlebte Thatsachen nur mehr eine kurze ist — sie treffen nicht mehr wie die in der Jugend erlebten Ereignisse

frische, sondern abgewelkte Zellen und sind deshalb wirkungsärmer oder wirkungslos.

Unterstützend für die materialistische Auffassung im allgemeinen wirkt die Beobachtung, daß auch die Tiere Gedächtnis haben, denen doch der anmaßende, sie so oft mißhandelnde Mensch Geist und Vernunft so völlig abspricht, ferner der Umstand, daß mit dem Verluste gewisser Gehirnpartien ganze Abteilungen von Erinnerung verloren gehen und mit einer Erschütterung des Gesamtgehirns das Gedächtnis überhaupt verschwindet.

Die Anhänger des Geistes dürfen aber deshalb, weil es noch nicht gelungen ist, die Ideenassoziation materialistisch sicher zu erklären, durchaus nicht jubeln — denn die Thatsache der Ideenassoziation selbst ist ein ganz eminenter Beweis für die materialistische Auffassung des Gedächtnisses, sowie des gesamten Denkens überhaupt; automatisch folgt das Gehirn der Reihenfolge der Wirkungen, welche die Fülle der auf dasselbe eindringenden Eindrücke hervorruft — wie der Mensch in Allem nur das Produkt der ihn umgebenden und in ihm wirkenden Verhältnisse und nur scheinbar mit freiem Willen begabt ist, so ist dieses auch mit seinem Denken der Fall — er denkt nicht, was er *will*, sondern er denkt, was er *muß*!

Mit diesem Satze, der die sittliche Verantwortlichkeit des Menschen berührt, treten wir sofort in das Gebiet des Gewissens ein, weil ja auch der Wille nur ein Denken ist; denn „der Gedanke bliebe Gedanke, wenn nicht im Gedanken der Gedanke zur Realisation des Gedankens entstünde"!

Ist unser Denken nicht frei, ist es ebensowenig unser Wille!

Ist das Gedächtnis mehr ein Gegenstand weltlicher Wissenschaft, so ist dagegen das Gewissen ein von der Theologie fast ausschließlich okkupiertes Gebiet und der eigentliche Tummelplatz theologischen Spukes. Ihr ist das Gewissen der innere warnende und strafende Richter, die Stimme Gottes, die in der Brust eines jeden Menschen lebt.

Eigentümlich wirkt hier nur die Thatsache, daß diese Stimme Gottes ganz genau Schritt hält mit der Bildungsstufe Desjenigen, in dessen Innerem sie spricht — der rohe Mensch hat ein rohes, der gebildete Mensch ein zartes, ver-

feinertes Gewissen, dem auf niederer Bildungsstufe Stehenden gilt als erlaubt, ja, oft als verdienstlich, was dem gebildeten Menschen als versagt, ja, als abscheulich gilt.

Wir bitten, die Schilderung der Sitten fremder Völker zu lesen.

Diese Beobachtung muß uns bedenklich gegen die Annahme machen, daß das Gewissen, in dem wir nichts anderes zu sehen vermögen, als einen Spiegel der jeweiligen Kulturzustände, die Stimme Gottes sei; denn dann müßte sie in jedem Menschen die gleiche, die Anschauung über Sittlichkeit überall dieselbe sein!

Das Gewissen ist demnach nicht die Stimme eines höchsten Wesens, das im Inneren zu uns spricht, sondern das Gewissen ist ein Gespräch, das wir mit uns selbst führen, eine Kategorie unseres Denkens.

Das Gewissen ist der Zweifel, den die Vorstellung der Strafe beim Menschen darüber erregt, ob er eine Handlung vornehmen soll, und ist die Reue, d. h. der rückwärts gerichtete Wunsch, eine Handlung nicht vollzogen, die Strafe nicht verwirkt zu haben, sobald er letztere entweder fürchtet oder bereits fühlt.

Dieser Wunsch führt zu gleicher Zeit das Bewußtsein mit sich, daß sich das Geschehene nicht ungeschehen machen läßt, und führt deshalb Unbehagen, Schmerz, oft Verzweiflung mit sich — diese Begleiterscheinung ist so natürlich, als die Freude beim Bewußtsein, daß uns ein Wunsch in Erfüllung geht — das Eine wie das Andere liegt im Begriffe des Wunsches!

Der oben entwickelte Standpunkt vom Wesen des Gewissens ist derjenige, den die Theologie unter dem Ausdrucke „natürliche Reue“ begreift.

Dieselbe zieht aber noch einen höheren Standpunkt in Betracht, den sie den „übernatürlichen“ nennt und auf welchem nicht mehr die Furcht vor Nachteil und Strafe, sondern die Liebe zum Guten und in der Personifikation des letzteren zu — Gott bestimmend auf den Menschen wirkt.

Dieser Standpunkt bestätigt so recht, was wir oben sagten, daß das Gewissen nichts ist als ein Spiegelbild der jeweiligen Kultur des Einzelnen wie ganzer Völker.

Denn um dasjenige zu erreichen, was sich hinter diesem „übernatürlichen“ Standpunkte verbirgt, dazu gehört schon eine außerordentliche Bildung, die nur Wenigen wirklich beschieden ist; denn auch die Meisten derjenigen, welche auf ihm zu stehen sich einbilden oder solches von sich glauben machen wollen, werden doch immerhin in dem letzten Grunde ihres Denkens noch von den weniger hohen Motiven, deren wir oben erwähnten, bewegt.

Was nun aber diesen höheren Flug des Gewissens anbetrifft, auf den sich die Theologie so gerne beruft, so hat es auch mit ihm seine natürliche Bewandtnis.

Wer so viel Bildung besitzt, als dieser höhere Flug voraussetzt, dem hat sich schon längst ein Ideal seiner selbst aufgedrängt.

Wer gottesgläubig ist, verlegt dasselbe nur außer sich selbst; unbewußt verehrt er in Gott immer nur sein eigenes Bild in höchster Vervollkommnung und das Verdienst der zivilisierten Religionen besteht vorzugsweise darin, daß sie auch dem weniger Gebildeten in dem Glauben an Gott ein Ideal seiner selbst an die Hand geben, das er sich aus sich selbst nicht hätte bilden können, daß sie dieses Ideal für alle ihre Angehörigen zu einem gleichen machen und dadurch unter ihnen eine der gesellschaftlichen Ordnung in ihrem Sinne zugute kommende Harmonie in den Anschauungen über Sittlichkeit, Recht und Unrecht vermitteln.

Mit Recht wird deshalb die Religion die Krücke der Ungebildeten genannt; der auf höchster Stufe der Bildung Stehende legt sich das Ideal seiner selbst mit Bewußtsein zurecht; sein Streben, dasselbe zu erreichen, ist sein Gewissen, das ihn abhält, sich auf eine Lebensführung einzulassen, die diesem seinem Ideale widerspricht; ein Herabsinken durch seine Handlungen von der Höhe seines Ideals auf eine niedrigere Stufe verletzt sein Selbstgefühl, schlägt es nieder und macht ihn unzufrieden mit sich selbst.

Es ist daher in letzter Instanz immer das eigene Ich, ein wenn auch noch so verfeinerter Egoismus, der sich bei uns im Gewissen ausspricht!

Das sogenannte warnende Gewissen, von dem die Theologie so vieles Aufheben macht, beweist übrigens nur die moralische Schwäche seines Inhabers — denn es zeigt

den tieferen Stand seiner Gesinnung — wer, wenn ihm eine Gelegenheit zum Diebstahle winkt, erst der Warnung seines Gewissens bedarf, d. h., von der Begehung des Diebstahls erst abgelenkt werden muß durch die in ihm auftauchende Vorstellung der auf den Diebstahl hier oder im Jenseits gesetzten Strafe oder durch die Vorstellung, daß er sich dadurch von seinem besseren Menschen entferne, der ist von diesem besseren Menschen noch weit entfernt.

Im niedrigsten Sinne haben übrigens auch die Tiere Gewissen; denn auch sie zeigen durch Furcht Bewußtsein von einer Strafe, die sie verwirkt haben, und unterlassen aus Furcht vor Strafe Unarten, für welche sie schon gezüchtiget worden sind.

Diese Erscheinung führt uns auf das Gebiet der Tierpsychologie.

Furcht setzt Vorstellung eines Künftigen und, da sich eine solche nur auf Erfahrung gründen kann, Erinnerung, zugleich aber auch ein Schlußvermögen voraus, welches aus der Gleichheit der Ursache auf die Gleichheit der Folge schließt.

Ein Hund, der einmal wegen einer Unart gezüchtigt wurde, gerät beim Anblicke seines Herrn, der ihn das nächste Mal bei derselben Unart betrifft, in furchtsame Erregung — er erinnert sich der Strafe und des Grundes, aus dem er sie erhielt, schließt aus dessen Wiedereintritt auch auf den Wiedereintritt der Züchtigung und stellt sich dieselbe vor.

Das Gehirn der Tiere hat daher, wie wir schon Seite 57 sagten, ganz dieselbe Veranlagung, wie das des Menschen, es ist nur graduell von dem letzteren verschieden; alle unsere Leidenschaften, unsere guten und bösen Eigenschaften haben deshalb auch ihre Vertreter in der Tierwelt. Wir finden bei den Tieren überhaupt alles wieder, was die Menschen besitzen — Überlegung, zweckentsprechendes Handeln nach der Einzelheit des Falles, Freude, Liebe, Eifersucht, Rache, Schaudern vor der Vernichtung, Begierden und Egoismus — und dennoch will der Mensch, der über die Beschaffenheit des eigenen Gehirnes noch nicht Bescheid weiß, aber über das der Tiere abspricht, als stäke er in dessen Kapsel, denselben Bewußtsein ihrer Individualität bestreiten. Was ist Bewußtsein? Worauf gründet es?

Auf Erfahrung. „Allen Sinnen", sagt Herder, „liegt Gefühl zugrunde." Und diesen Satz wird ihm kein Physiologe bestreiten — denn die Sinne des Gesichtes, Gehöres, Geruches, des Geschmackes und Tastens sind Nichts als verschiedene Arten des Empfindens, in letzter Instanz sind die fünf Sinne also nur die Klassifikation einer und derselben Wesenheit nach den Besonderheiten ihrer Anregung und demgemäß ihrer Reflexe. Auch Denken ist Empfinden.

Die Empfindung nun setzt uns in einen Erfahrungsgegensatz zu Allem, was für uns empfindungslos ist, d. h., was überhaupt nicht empfindet oder an dessen Empfindung wir nicht direkt teilnehmen. Dieser Gegensatz spricht sich aus als Ich und Nicht-Ich — Ich ist für uns das Empfindende, das Nicht-Ich das Empfundene (Subjekt und Objekt).

Daß nach Aufrollung dieses Begriffes auch die Tiere Bewußtsein haben, geht aus ihren oben zitierten Lebensäußerungen klar hervor. Denn wie sollte ein Tier Freude, wie Furcht haben, wenn es den Gegenstand seiner Freude, seiner Furcht nicht auf — sich bezieht?

Und sind nicht zwei um einen Knochen sich balgende Hunde zwei Egoisten im primitivsten Besitzstreit?

Daß aber das Bewußtsein etwas erst durch die Erfahrung Erworbenes ist, sehen wir an dem Kinde, das erst durch die Erfahrung zu dem Bewußtsein seiner Individualität emporsteigt. Erst durch eine Summe stattgehabter Empfindungen trennt sich für dasselbe das durch diese Empfindungen Berührte von dem übrigen Weltinhalte als ein Ganzes ab, auf welches sich auch all sein späteres Empfinden bezieht. Dieses Ganze ist sein — Ich. Von diesem Standpunkte aus ist Jedem sein eigenes Ich das Zentrum der Welt (berechtigter Egoismus).

Der Vorgang des Sichbewußtwerdens und des Sichbewußtseins erlaubt ein Gleichnis.

Wer lesen lernt, buchstabiert, um zum Worte zu gelangen, der Geübte erkennt auf den ersten Blick das Wortbild selbst.

Einem Leser gleicht in der Entwicklung seines Bewußtseins der Mensch.

Die ersten Empfindungen seines Lebens waren ihm wie Buchstaben, aus denen er zusammenfassend erst sein Ich erkannte, während ihm dasselbe später in der Summe seiner jeweiligen Empfindungen stets ohne Weiteres gegenwärtig ist!

Man hat in materialistischem Lager einen Beweis dafür, daß das Bewußtsein erst erworben werde, darin zu finden gesucht, daß das Kind im Beginne seines Daseins stets nur in der dritten Person von sich spricht. Wir halten diesen Beweisversuch für läppisch. Denn daß das Kind von sich in der dritten Person spricht, indem es sich meinend sagt: „Karl hat dieses, Karl hat das gethan", erklärt sich ohne Weiteres aus dessen sprachlicher Unbeholfenheit. Das „Für"wort, das die Aufgabe hat, im gedoppelten Interesse der Deutlichkeit und der Abkürzung an die Stelle eines Hauptwortes zu treten, oder, wo dasselbe nicht gebraucht wird, die Flexion sind sicher erst Schöpfungen einer schon sehr weit vorgeschrittenen Sprachkultur; gewiß haben sich daher unsere Vorfahren Jahrtausende ohne diese Mittel beholfen und so gesprochen, wie heutzutage noch unsere Kinder in den Erstlingszeiten ihres Daseins sprechen — Niemand wird aber so vermessen sein, zu behaupten, daß diesen Vorfahren deshalb das Bewußtsein ihrer Individualität gefehlt habe. Ebenso sicher dürfen wir aber auch annehmen, daß jener Karl, der von sich in der dritten Person spricht, wenn ihm auch das Wort „Ich" und die erste Person in der Beugung der Zeitwörter noch mangeln, recht wohl weiß, w e r der Karl ist, von dem er seine Aussage macht, und wenn man ihn frägt, w o dieser Karl ist, wird er sicher auf sich selbst deuten, wie ja auch die frühesten Fürwörter örtliche Bedeutung hatten, wobei das Hier den Sprechenden, das Gegenüber aber den Angesprochenen bedeutete.

Wir hätten diesen Beweisgrund gar nicht berührt, wenn ihn nicht selbst Autoritäten der materialistischen Richtung zur Stütze ihrer Anschauungen angerufen hätten!

Das Bewußtsein, welches eine Kategorie unseres Denkens bildend mit diesem die gleiche Natur hat, hängt vollständig von physiologischen Vorgängen in unserem Gehirn ab.

Im Schlafe hat der Mensch kein Bewußtsein, wie überhaupt während desselben das Denken ruht.

Schlaf aber ist blutleerer Zustand des Gehirns.

Der Traum, in welchem der Mensch sein Bewußtsein teilweise wiedergewinnt, ist der Zustand, in welchem der Mensch dem Erwachen, d. h. demjenigen Zustande nahe ist, in welchem seinem Gehirn die zu dessen voller Wirksamkeit nötige Blutmenge wieder zugeführt ist. Von der Blutmenge, die in unserem Gehirne arbeitet, hängt es also ab, ob wir von unserem Dasein wissen oder nicht!

Die durch physiologische Prozesse unseres Gehirns bedingten Zustände des Schlafens, Träumens und Wachens werfen überhaupt ein grelles Licht auf die Herkunft unserer ganzen Gedankenwelt! Sie erklären, genau genommen, allein schon, daß wir es bei dem Denken nur mit einem körperlichen Prozesse, mit von uns als Vorstellungen empfundenen Bewegungen des Gehirnes zu thun haben.

Ruht im Schlafe unser Gehirn, so ruht auch unser Denken — das heißt doch nichts Anderes, als daß die Thätigkeit unseres Gehirnes Denken ist; gerade der Zustand seiner Unthätigkeit, nämlich der Schlaf zeigt uns, wovon die Thätigkeit unseres Gehirnes, also unser Denken abhängt: nämlich nicht etwa von einem spiritualistischen Anstoße, sondern von der Blutmenge, die es erfüllt.

Von dem Verhältnisse dieser Blutmenge hängt es auch, wenn sie zum Denken ausreicht, ab, wie wir denken.

Die Blutmenge, welche im Traume unser Gehirn beherrscht, ist geringer als die im Zustande des Wachens.

Im Traume kommen uns alle unsere Vorstellungen ganz geordnet, unsere Gespräche oft sogar geistreich vor, während uns dies Alles im wachen, d. h. dem zur ordentlichen Blutfülle des Gehirnes gelangten Zustande als der barste Unsinn erscheint und wir uns gar nicht genug wundern können, wie wir solche Dummheiten träumen konnten!

Also selbst die „Gesetze“ unseres Denkens hängen von der Blutmenge in unserem Gehirne ab! (S. 54.)

Diese außerordentliche Wichtigkeit des Blutes führt aber unwillkürlich auf den Gedanken, daß die durch seine Reibungsgeschwindigkeit sich entwickelnde Elektrizität ein wichtiger und wohl der bestimmende Faktor für die Energie unserer Gehirnthätigkeit sein wird, welch letztere folgerichtig in wachem Zustande den höchsten Grad erreichen muß.

Mit dieser Betrachtung beenden wir dieses Kapitel, das sich zum Schlusse unwillkürlich zu einem Nachtrage des vorigen Kapitels gestaltete. Der Gegenstand des nächsten Kapitels soll eine rein theologische Frage sein.

Die ewigen Strafen.

Wir hätten eigentlich mit dem letzten Kapitel unsere Abhandlungen schließen können; allein es drängt uns, im Anschlusse an unsere Vorrede noch jener furchtbaren Aussichten zu gedenken, welche das Christentum denen stellt, welche das Unglück haben, im Stande der Todsünde dieses zeitliche Leben zu verlassen.

Ewig soll die Strafe sein, die sie erwartet, und voll der unbeschreiblichsten Qualen!

Es könnte fast kindisch erscheinen, sich im Ernste mit jenen Drohungen zu beschäftigen, wenn dieselben nicht auf eine so große Anzahl von Menschen eine ungeheure Macht ausüben und in dem entscheidenden Momente selbst sogenannte starke Geister zur gläubigen Unterwerfung, zur — Kapitulation bewegen würden.

Wir unternehmen es deshalb, hier nachzuweisen, daß diese Strafen einfach unmöglich sind, und nehmen zum Ausgangspunkte dieses Beweises das Wesen der Strafe überhaupt.

Dreierlei kann als Zweck der Strafe gedacht werden: Wiedervergeltung, Abschreckung für Andere, Besserung des Bestraften!

Die Auffassung der Strafe als Wiedervergeltung ist die rohheste und man sollte denken, daß das Christentum als die Religion der reinsten Liebe und einer hochentwickelten Kultur mit dieser Auffassung längst gebrochen hätte.

Heute aber noch hören wir predigen, daß die Sünde als eine Beleidigung des ewigen Gottes die ewige Verdammnis nach sich ziehe.

Als ob ein Wesen, wie der Mensch es gegenüber der

unendlichen Größe und Erhabenheit des christlichen Gottes darstellen würde, diesen überhaupt beleidigen könnte? Und als ob es dessen Gerechtigkeit entsprechen könnte, für Handlungen seiner Geschöpfe sein ewiges Wesen zum Maßstabe zu nehmen, von welchem sich dieselben auch mit Aufgebot aller ihrer Kräfte gar keinen Begriff machen können — denn er ist ja unbegreiflich!

Ein solcher Gedanke von Gott dünkt uns blasphemisch; er wird es um so mehr, je weiter man ihn ausdenkt; denn ist der Mensch nicht ein Geschöpf dieses Gottes, der Alles vorherwissend auch dessen künftiges Leben und seinen Ausgang kennt, daher weiß, daß er ihn zur ewigen Verdammnis schafft? und dennoch schafft er ihn, also mit dem Bewußtsein und darum mit der Absicht, ihn wie Millionen seiner Brüder in das Unglück der ewigen Verdammnis zu stürzen?

Wenn das wahr wäre, müßten nicht nur die Verdammten, sondern gerade die besseren seiner Geschöpfe einen solchen Schöpfer hassen und nicht mit Unrecht träfe ihn als den Repräsentanten der himmlischen Mächte der gegen diese von Goethe geschleuderte schreckliche Vorwurf:

„Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt Ihr ihn der Pein!“

Diese Wiedervergeltung wird aber von der Theologie und denen, die hiefür das Bedürfnis fühlen, auch noch in dem Sinne vorgestellt, daß durch sie alles Unrecht, was auf Erden geschieht, einst seine Ausgleichung, jede hienieden straflos gebliebene That ihre Ahndung finden werde. Wie wenig edel müssen diejenigen sein, welche für ein an ihnen begangenes Unrecht Trost in dem Bewußtsein suchen, denjenigen, der ihnen im Leben als Feind gegenüber stand, einst den unbeschreiblichen Qualen der Ewigkeit ausgeliefert zu sehen? Und solchen „edlen“ Seelen, die übrigens nach der christlichen Lehre ihre Feinde „lieben“ sollen „wie sich selbst“, zur Genugthuung soll ein allgütiges, vollkommenstes Wesen einen Ort der ausgesuchtesten, niemals endenden Pein für ihre Gegner bereit halten?

Bleibt überhaupt eine That auf Erden straflos?

Und wie können wohl Zeit und Ewigkeit Faktoren ein und derselben Gleichung sein?!! —

Eine höhere Stufe in der Begründung der Strafe nimmt die Abschreckungstheorie ein.

Abschrecken mag die Androhung einer solchen Strafe diejenigen, die daran glauben; der Vollzug aber kann diesen Zweck niemals erreichen; denn diejenigen, denen er allein dienen kann, die Lebenden, werden ja seiner niemals gewahr.

Soll aber Gott seine Geschöpfe unnütz „drüben" in der Ewigkeit peinigen?

Ethisch allein ist der Standpunkt, welcher als den Zweck der Strafe die Besserung des Bestraften ins Auge faßt.

Dieser ist aber bei einer ewigen Strafe ausgeschlossen; denn was hilft die Besserung, wenn die Strafe ewig fortdauert?

Man wird uns fragen: hättet Ihr mit Eurer Lehre ohne Furcht und Hoffnung die Menschheit auf den heutigen Bildungsgrad gebracht?

Wir können hierauf nur antworten: Wir waren hiezu nicht berufen.

Jede Entwickelung vollzieht sich aus Notwendigkeit.

Wir haben in unserer Arbeit „Zur Entstehung des Menschengeschlechtes" bereits die Gründe niedergelegt, warum die Menschen beim Polytheismus begannen, daß der Monotheismus der Fortschritt war und der Atheismus als höchste Bildung, weil höchstes Naturerkennen, der Ausgang sein wird.

Auch die Hebräer, welche man so gerne als ein von je monotheistisches Volk darstellt, haben diesen Entwickelungsgang durchgemacht.

Wenn es Manchem unbegreiflich erscheint, warum nach dem Sündenfalle im Paradies erst Jahrtausende vergehen mußten, bevor Gott den Erlöser, d. h. den Gründer der christlichen Lehre sendete, so klärt sich das einfach dahin auf, daß, bevor eine christliche Lehre möglich war, die heidnische Philosophie, ein Pythagoras, ein Sokrates, ein Plato erst die Wege ebnen mußten, daß erst durch die Fortschritte der Naturerkenntnis der Polytheismus überwunden, durch die Aufklärung vieler Naturerscheinungen die älteren vielgestaltigen Naturgötter depossediert werden, Sitten und Anschauungen gemildert werden mußten, bevor der durch Christi Lehre gemachte Fortschritt möglich war.

Die immer weiter schreitende Erkenntnis der Natur wird auch die einzige Gottheit noch vernichten, an die wir im Christentume glauben, und deshalb kann der Atheismus nur am Ausgange dieses großen weltgeschichtlichen Entwickelungsganges als das Ergebnis höchster Bildung, niemals aber am Anfange oder in der Mitte stehen.

Wir machen es auch den Religionen keiner Zeit zum Vorwurfe, daß sie den Bildungsbedürfnissen derselben entsprechend die Führerinnen der Völker waren; was wir der christlichen Religion zum Vorwurfe machen, das ist nur der Umstand, daß sie sich dem Bildungsbedürfnisse ihrer Zeit widersetzt, dem Entwickelungsgange sich entgegenwirft und dadurch die höchste Vollendung zum Schaden der gegenwärtigen und künftiger Generationen verzögert!

Staatl. Bibliothek
Bamberg

Im Verlage der **Handels-Druckerei** zu **Bamberg** erschien und ist durch diese sowie durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vor dem Schwurgerichte!

Ein Beitrag zur bayer. Königs-Tragödie

Preis 25 Pfg.

Die Zustände der Fürstbistümer Würzburg u. Bamberg

zu Anfang dieses Jahrhunderts, geschildert in 22 im Jahre 1803 in Frankfurt erschienenen Briefen des russischen Majors von Tannenberg.

Preis 1 Mark 50 Pfg.

Der Dunkelarrest vor dem Schwurgerichte

(Preßprozeß Trombetta-Heigl). 1887

Dritte Auflage.

Preis 35 Pfennig.

BAMBERG.

Fritz Rudhart
BAMBERG
Kapuzinerstraße 30

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heigl, Ferdinand

Spaziergänge eines Atheisten ein Pfadweiser zur Erkenntnis d. Wahrheit. Polemisches u. Akademisches

Bamberg 1889

Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.Philos.o.22
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11843985-9